

Knochen und Stroh

Ein Roman

von

Fee-Christine Aks

Für Charlie

Knochen und Stroh

(Buch 1 der Penvenan-Saga)

Copyright © Mai 2019 Fee-Christine AKS

All rights reserved.

ISBN: 978-1795822961

Prolog

Leseprobe

Leseprobe

Bucht von Aboukir, 1. August 1798.

Der Matrose im Ausguck schrie etwas, das **Jean** nicht verstand. Aber das war derzeit nicht sein größtes Problem. Der Pulverdampf nahm ihm fast den Atem, während seine Augen zu brennen begonnen hatten. Wie stand es? Würden sie gewinnen oder würden sie verlieren, so wie die Spanier vor fast anderthalb Jahren?

Während sich Jean an der Reling abstützte, rasten ihm die Gedanken durch den Kopf, der längst den Marinehut mit der dreifarbigen Rosette der Revolution daran verloren hatte. Auch sein grüner Uniformrock und vor allem die weiße Kniebundhose waren in den vergangenen Stunden mehr als einmal in Mitleidenschaft gezogen worden.

Dabei hatte dieser Tag, der nach dem neuen Kalender der vierzehnte Thermidor hieß, eigentlich ganz gut angefangen. Allerdings hatte Jean schon um die Mittagsstunde gewusst, dass es bald zum Schlagabtausch kommen würde. Er hatte jedoch nicht damit gerechnet, welche Hölle die Engländer hier vor der ägyptischen Küste entfachten.

Jean hatte gesehen, wie Malmassey fiel; damit war die Position des zweiten Lieutenant vakant geworden und Jean hatte die Verantwortung für Malmasseys Einheit mit dem vierten Lieutenant, dem jungen Balmotte, geteilt, bevor dieser verwundet unter Deck getragen werden musste. Jean wusste nicht, ob der Fünfzehnjährige sein linkes Bein behalten würde oder nicht; aber er hoffte, den zwei Jahre jüngeren Landsmann unter den Lebenden zu wissen, wenn die Schlacht geschlagen war.

Als Sohn eines Landarztes würde es für Jean wohl immer ein Rätsel bleiben, warum die Menschen sich freiwillig verkrüppelten – für die Revolution, für König und Vaterland, für die Ehre oder für irgendeine Frau. Er, Jean-Paul Devreux, war ein Kind dieser neuen Zeit, und hatte erlebt, wie es den Adligen in der Bretagne an den Hals gegangen war; sein Patenonkel, der Marquis von Tredubois, hatte Glück gehabt, da die Menschen in der Gegend ihn liebten, und nicht nur seinen Titel, sondern auch sein Landhaus nahe des Ortes Trechapelle, wo Jean geboren worden war, behalten dürfen.

Jean wusste, dass es seine Familie als Protestanten im überwiegend katholischen Frankreich nicht leicht gehabt hatte; aber der Großvater als Uhrmacher und der Vater als Arzt hatten auf dem harten Weg erarbeitet, dass man sie respektierte, obwohl sie Hugenotten waren.

Bei der Marine hingegen zählte nicht, woran jemand glaubte. Alle hatten den Glauben an die Ideale der Revolution, für die sie kämpften: *Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit*. Aber diese Ideale waren in Gefahr, da viele Royalisten über den Kanal nach England geflohen waren und es nun geschafft hatten, die junge französische Republik in einen Krieg zu treiben, der nun schon seit fünf Jahren andauerte und zu Land und vor allem zu Wasser geführt wurde.

Jean liebte Frankreich und ganz besonders die raue bretonische Landschaft an der Nordküste zum Kanal, den die Engländer auf der anderen Seite vermessen und hochnäsiger als den Englischen Kanal bezeichneten. Nach der Schreckensherrschaft der Jakobiner, deren Fanatismus Jean und sein Vater gleichermaßen strikt ablehnten, hatte Jean auf bessere Zeiten gehofft, die den Idealen der Revolution Respekt zollten.

Doch seit der kleine korsische General einen kometenhaften Aufstieg in der Armee absolviert hatte und nicht nur König Louis XVI, sondern auch Marat und Robespierre tot waren, beobachtete Jean mit Argwohn, wie sich zunehmend alte Bahnen wieder einschleiften und die Revolution sich selbst ad absurdum führte. Anders als die meisten Männer auf der *Indo* glaubte er an *Liberté – Égalité – Fraternité* und nicht an Napoleon Bonaparte, dessen Ehrgeiz Jean ein wenig Angst einjagte.

Jean hatte ihn sogar in Person erlebt – bei seinem großen Auftritt im Hafen von Toulon und später bei der Eroberung von Malta, ihrem wichtigen Stützpunkt im Mittelmeer, den General Vaubois mit viertausend Mann zu halten gedachte. Auf dem Weg nach Südosten waren sie dank ihrer Schnelligkeit und nächtlicher Dunkelheit gleich zweimal der Entdeckung durch die sie verfolgenden Engländer entgangen.

Ein Schrei ließ Jean aufschrecken. Im ersten Moment wusste er nicht, warum ihm der Schrei die Nackenhaare aufstellte. Dann aber sah er, was den kleinen Mittschiffsmann Léon in Schrecken versetzt hatte: Die *Orient*, das Flaggschiff von General Villeneuve, hatte Feuer gefangen!

Durch die Rauchschwaden, den beißenden Pulverdampf und das grelle Mündungsfeuer der beiden nächstgelegenen feindlichen Schiffe konnte Jean nichts Genaues erkennen. Aber er vermutete, dass es das größere der beiden englischen Schiffe war, das für das Feuer auf dem Achterdeck und der darunter befindlichen Kajüte der *Orient* verantwortlich war.

„Wenn das Feuer das Pulvermagazin erreicht, fliegt sie in die Luft!“ schrie Savigny, der Erste Lieutenant der *Indo*, irgendwo schräg hinter Jean; offenbar war er aufmerksam geworden und ahnte das Kommende voraus. Jedenfalls gab er eigenmächtig ohne die Erlaubnis von Kapitän Jean-Jacques Trudeau die Anweisung, sämtliche Eimer an Deck mit Wasser zu füllen und Deck, Taue und so viel wie möglich vom Rest des Schiffes zu befeuchten. Es würde noch eine Weile dauern, bis der Kapitän das Kommando und dann das Manöver zum Beidrehen zu geben vermochte. Ob es rechtzeitig genug sein würde, um Schaden durch die unausweichliche Explosion der *Orient* zu vermeiden?

Jean sah, wie Trudeau dem Ersten Lieutenant nur der Form halber mit lauter Stimme das Wässern des Oberdecks befahl, während er bereits bei Bootsmann Luc Tregulvant am Steuer anlangte und den Befehl zum Beidrehen an die Seeleute gab, die nicht Dienst an den sechsundfünfzig schweren Kanonen des oberen und unteren Kanonendecks, den achtzehn Neunpfündern auf dem Achter- und dem Vorderdeck taten oder als Seesoldat mit langläufiger Muskete und aufgepflanztem Bajonett an der Reling des Oberdecks auf der Seite zu dem großen Gegner Aufstellung genommen hatten.

„Das ist die *Alexander*“, hörte Jean den kleinen Léon rufen, der das feindliche Schiff offenbar wiedererkannt hatte; vor vier Jahren im November war er dabei gewesen, als die Marine der Revolutionsarmee das beschädigte Schiff erbeutet und nach Reparatur im Hafen von Brest in *Alexandre* umbenannt hatte. Gut ein halbes Jahr später war die ebenfalls mit vierundsiebzig Kanonen bestückte *Alexandre* in der Schlacht vor Groix wieder in den Besitz der Engländer übergegangen, die sie nach Plymouth schleppten. Dem kleinen Léon war aufgrund seines Alters von neun Jahren ein Schicksal als Kriegsgefangener der Engländer erspart geblieben; man hatte ihn mit vier weiteren Jungen auf der Insel Groix zurückgelassen.

Das Knarren der Wanten zwang Jean, sich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren. Der Kapitän hatte das Manöver fertig ausführen lassen; die *Indo* hatte beigedreht und war dabei, sich von der *Orient*, der *Alexander* und dem weiteren gegnerischen Schiff zu entfernen. Dadurch aber kamen sie einem dritten feindlichen Schiff unangenehm nah, das zwar nur eine kleine 44er war, aber sogleich die Karronaden auf dem Achterdeck ausrichtete und mehrere Ladungen Schrapnell zu ihnen herüberschickte, noch bevor Savigny den Befehl zum Gegenfeuer geben konnte.

„Verflucht noch eins!“ hörte Jean jemanden schreien, der sich als Bootsmannsmaat Antoine Carmareil entpuppte. „Können wir denn nicht schneller...?“

Weiter kam er nicht; denn in diesem Moment gab es einen ohrenbetäubenden Knall, während die Druckwelle einer Explosion über die *Indo* hinwegfegte und ihnen noch im Davongleiten einen kräftigen Schub gab, der sie weiter auf die 44er zu drängte. Für den Bruchteil einer Sekunde wusste Jean nicht, ob es die Druckwelle oder die erste Breitseite der 44er war, die ihn zum Straucheln brachte.

Er wusste nicht, wie spät es war oder wie es um die Schlacht stand. Vage konnte er an Deck des nächsten feindlichen Schiffes erneut das Mündungsfeuer aufblitzen sehen. Er nahm es jedoch nur wie durch einen Nebelschleier wahr, der auch sein Gehör einigermaßen schmerzhaft beeinträchtigte. Sein Kopf pochte dumpf, doch noch war er ganz bei Bewusstsein und am Leben.

Dieser Zustand würde jedoch nicht mehr lange anhalten. Kaum eine Minute später gab Jeans rechtes Knie plötzlich nach, als der Schmerz aus dem Unterschenkel bis hinauf zu seinem Kopf gelangt war. Er schlug mit dem Kopf auf, als die nächste Breitseite die nur geringe Distanz zum nächsten gegnerischen Schiff überbrückte und den Großmast traf. Splitter flogen umher, von denen einer Jeans linke Wange oberhalb des Jochbeins streifte und das Blut fließen ließ.

„Ganz ruhig“, hörte er eine dröhnende Stimme, die dem Schiffsarzt Maurice Lumière gehörte, jedoch nur ein Flüstern an seinem rechten Ohr war, als man ihn hochhob.

„Devreux, du hast einen Durchschlag oben an der Wade und vermutlich einen Streifschlag an der linken Kopfseite. Ich muss da sofort ran, hörst du? Hier, trink das.“

Eine Flasche wurde ihm an die Lippen gesetzt, aus der eine scharfe Flüssigkeit in seinen Mund rann. Augenblicklich fühlte Jean sich schwer. Er spürte nicht mehr, wie ihm der blutgetränkte Strumpf vom rechten Unterschenkel gezogen wurde.

Er sah nicht, wie Lumière den fingerlangen Holzsplitter entfernte, die Wunde verband und die Kopfverletzung versorgte. Er sank in eine schwarze Ohnmacht in der Hoffnung, dass die Schlacht zugunsten der Republik entschieden werden würde, und bekam nicht mehr mit, wie die *Swiftsure* und die *Theseus* Kapitän Trudeau schließlich zum Hissen der weißen Flagge zwangen und das Schicksal der *Indomitable* besiegelt wurde.

Konter-Admiral Horatio Nelson an John Jervis, Earl of St. Vincent und Kommandant der britischen Flotte

Vor der Mündung des Nils, 3. August 1798.

My Lord,

Almighty God has blessed his Majesty's arms in the battle, by a great victory over the fleet of the enemy, whom I attacked at sunset, on the first of August, off the mouth of the Nile. The enemy were moored in a strong line of battle for defending the entrance of the bay, (of shoals,) flanked by numerous gun boats, four frigates and a battery of guns and mortars on their van; but nothing could withstand the squadron your Lordship did me the honour to place under my command. Their high state of discipline is well known to you, and with the judgment of the captains, together with their valour, and that of their officers and men, of every description, it was absolutely irresistible.

Could any thing from my pen add to the characters of the Captains, I would write with pleasure, but that is impossible. [...]

*The ships of the enemy, all but their two van ships, are nearly dismasted; and those two with two frigates, I am sorry to say, made their escape, nor was it in my power, I assure you, to prevent them. Captain Hood, most handsomely endeavoured to do it, but I had no ship in condition, to support the *Zealous*, and I was obliged to call her in.*

(zitiert nach: The Farmer's Weekly Museum: New Hampshire & Vermont Journal, Walpole, Dec 10, 1798.)

Leseprobe

Trevelyan

Leseprobe

Leseprobe

Trevelyan Hall, Cornwall, Juni 1799.

Ein Sonnenstrahl stahl sich durch die dichten Vorhänge aus blauem Brokat herein und kitzelte **Ada** an der Nasenspitze. Sie seufzte leise und versuchte, sich in den leichten Sommerbetten noch einmal herumzudrehen und weiter zu schlafen. Wegen der Hitze des vergangenen Tages hatte sie erst weit nach Mitternacht in einen etwas unruhigen Schlaf gefunden und war immer wieder aus wirren Träumen aufgeschreckt.

Mit einem Schluck Wasser aus dem großen silbernen Krug auf ihrem kleinen Nachttisch hatte sie zwar ein wenig Abkühlung gefunden, aber doch auch hin und wieder den Nachttopf aus Emaille in Anspruch nehmen müssen, sodass sie – alles in allem – nicht von einer erholsamen Nachtruhe sprechen konnte.

War es nur die Nachricht gewesen oder das Gespräch, das sie gestern, als sie sich wie von Penwyth angeraten im Garten aufhielt, per Zufall belauscht hatte? Bobby würde endlich heimkehren, so die erfreuliche Nachricht; in etwa zehn Tagen sollte sein Schiff den Hafen von Plymouth erreichen. Warum er nicht mit der *HMS Eucleia* erwartet wurde, die er als stellvertretender Kapitän im westlichen Mittelmeer befehligt hatte, sondern mit der *HMS Indomitable* – ein englisches Kriegsschiff, von dem Ada bisher noch nie gehört oder gelesen hatte – machte diese Heimkehr zu etwas Besonderem.

Und dabei war ihr zweitältester Bruder seit mehr als sieben Jahren in der Königlichen Marine – angefangen als vierzehnjähriger Offiziersanwärter bei Edward Pellew und bis zum zweiten Offizier unter Kapitän Robert Howard aufgestiegen und sogar schon den nationalen Seehelden John Jervis und Horatio Nelson persönlich begegnet. Letzterer war nach der großen Schlacht am Nil ein weithin gefeierter Mann, seit die Nachricht von seinem großen Sieg im Herbst vergangenen Jahres die Admiralität erreicht und den Konteradmiral zum ‚Baron of the Nile‘ gemacht hatte.

Aber das war es nicht, oder jedenfalls nicht nur, gewesen, das Adas Gemüt in Unruhe versetzte. Was hatte der Vater gesagt, als Ada gestern Nachmittag zwischen ihren

liebsten Rosenbüschen auf dem tiefhängenden Ast der alten Korkeiche gesessen hatte und in ihren Tagträumen von der tiefen Stimme des Marquess gestört worden war?

Bobby mit dem Höflichkeitstitel eines Lord Trevelyan als besitzloser zweiter Sohn eines englischen Adligen aus Cornwall könne sich glücklich schätzen, dass er sich durch sein Geschick von seinen Konkurrenten absetze und bald zum richtigen Kapitän befördert werden würde – sofern der Krieg gegen Frankreich noch eine Zeitlang andauerte.

Baron Keverne, der beste Freund und Jagdpartner des Vaters, hatte geantwortet, dass der ehrgeizige General Napoleon Bonaparte wohl schon dafür sorgen werde, dass es noch die eine oder andere Schlacht zu Lande und zur See geben werde. Es werde also noch genug Zeit für Bobby sein, sein Vermögen in der Marine zu verdienen; und womöglich würde er dadurch auch noch einen echten Adelstitel erhalten – so wie Baron Nelson oder auch Admiral John Jervis, der wegen seiner Verdienste in der großen Seeschlacht gegen die spanische Flotte im Februar vorletzten Jahres zum ersten Earl of St. Vincent geworden war.

Natürlich wusste Ada, dass ihre drei Brüder nicht nur einen erblichen Titel, sondern vor allem auch die Einkünfte aus den dazugehörigen Besitztümern benötigten; andernfalls fiel es ihnen zu, sich mit einer reichen Erbin zu verheiraten, die hier im Südwesten des Landes nicht gerade zahlreich zu finden waren.

Edward, ihr ältester Bruder, konnte deshalb von Glück sagen, dass er einen erblichen Titel des Vaters tragen und sich als siebter Viscount of Cambourne mit Besitzanspruch als „Mylord“ anreden lassen durfte. Ceddy, Adas jüngster und liebster Bruder, hatte verstohlen zu ihr gesagt, dass „Mylord Eddy“ ansonsten wohl auf die Heirat mit seiner geliebten Lady Caroline hätte verzichten müssen, die als Tochter des verarmten zweiten Earl of Tressack nur die eher bescheidene Mitgift aus der mütterlichen Somerville-Linie vorweisen konnte; die Ländereien der Familie Tressack gehörten seit über zweihundert Jahren ihnen, den Trevelyan.

Auch der Grundbesitz, der Ada vom Marquess zugesprochen worden war, gehörte zu großen Teilen dazu und grenzte im Süden an die Ortschaft Tressack St. Mary's. Selbst das hübsche alte Tressack-Haus oberhalb der schroffen Klippen an der Südküste war an die Trevelyan gefallen und hieß seit damals Penvenan House. Ada hoffte, eines nicht

allzu fernen Tages dort leben zu können – am liebsten mit Charly, auch wenn das wohl immer ihr Wunschtraum bleiben mochte, dass sie Charles Tremayne ehelichen durfte. Auch für Izzy und Cedly würde dort genug Platz sein; doch Lady Adriana, Adas Mutter, hatte deutlich zu verstehen gegeben, dass ein herrschaftliches Landhaus dem echten Adel vorbehalten war und Cedly sich keinerlei Hoffnung auf ein Leben in dem Steinhaus zwischen den alten windschiefen Salzkiefern machen sollte.

Zu den Trevelyans zu gehören, galt viel, auch wenn die Familie im Vergleich zu anderen Adelsgeschlechtern nicht sehr groß war; dafür konnte sie eine lange Ahnenreihe vorweisen, die seit ihrer Adellung durch niemand anders als König Richard II. „Löwenherz“ auch eine ansehnliche Reihe von Titeln und Besitz gesammelt hatte. Allein der klangvolle Name von Henry Trevelyan, Marquess of Callington, Earl of Penvenan, Viscount of Cambourne, öffnete viele Türen, was in Adas und Ceddys Augen wohl ein nicht gerade unwesentlicher Grund für die Heirat Lady Adrianas mit dem Vater gewesen war.

Cedly selbst, der mit richtigem Namen Cedric hieß und höflich mit ‚Lord Cedric‘ angesprochen wurde, obwohl er wohl niemals einen echten Adelstitel aus der Erbfolge des Vaters erhalten würde, hatte sich mit seinem Schicksal als besitzloser Bürgerlicher abgefunden, zumal es Lady Adriana nicht für nötig erachtete, sich um die Erbangelegenheiten zu kümmern, solange der Marquess noch unter den Lebenden weilte. Zwar war der Vater gut zwanzig Jahre älter als seine Ehefrau, aber wenigstens hatte er dafür gesorgt, dass Ada als seine Jüngste und einzige Tochter einen Titel – den einer Countess of Penvenan – erhalten hatte und somit materiell versorgt war.

Im Stillen hatte Ada mit ihrem Lieblingsbruder Cedly vereinbart, dass sie ihm zu jeder Zeit beistehen würde, sollte es irgendwann notwendig sein. Cedly hatte in seinem noch etwas jugendlichen Leichtsinn gesagt, dass dieser Fall wohl nie eintreten werde, da er sich als geschickter Händler von Kolonialwaren einen Namen machen und seinen eigenen Unterhalt verdienen wollte; aber natürlich wusste Ada nur zu gut, dass ihr zwei Jahre älterer Bruder nur so tat. Es nagte schwer an ihm, dass er aufgrund seiner bescheidenen Verhältnisse wohl niemals in der Lage sein würde, seine heimliche Liebe Izobel zu heiraten – geschweige denn eine reiche Erbin zu finden, die sich ohne jegliche Titel für ihn interessierte.

Mit Bobby war es eine andere Sache. Es hatte Lady Adriana schwer getroffen, dass ausgerechnet ihr Lieblingssohn Robert in die weite Welt hinausgezogen war. Ada hatte gehört, dass die Mutter alles versucht hatte, um ihren zweiten Sohn mittels einer Schenkung oder mit irgendwelchen anderen Mitteln zu einem Titelträger zu machen. Fast hätte sie es geschafft, ihn mit der reichen Lady Catherine de Witt-van Beuren zu verheiraten. Aber Bobby war ein willensstarker Vierzehnjähriger gewesen und hatte sich nicht auf Trevelyan Hall, in der nahen Ortschaft Tressack St. Mary's, in Cornwall oder gar in England halten lassen. Er war gegangen und hatte gegen den Widerstand der Mutter und ohne ausdrückliche Billigung des Vaters seinen Weg eingeschlagen.

Ada wusste, dass der Marquess seine Kontakte im Oberhaus hatte spielen lassen, dass die königliche Marine Bobby als Offiziersanwärter annahm und mit Vorzug behandelte, seit er das erste Mal einen Fuß auf ein Kriegsschiff Seiner Majestät König George III. aus dem Hause Hannover gesetzt hatte. Bobby war unter Cuthbert Collingwood und Sir Edward Pellew gefahren und hatte vor vier Jahren seine Feuertaufe in der von Admiral Lord Howe gewonnenen Schlacht des Ersten Juni mit Auszeichnung bestanden.

Ada selbst war damals kaum elf Jahre alt gewesen, ein richtiges kleines Mädchen noch; aber ein Mädchen, das am liebsten im Garten umhertollte und über die weitläufigen Wiesen des zu Trevelyan Hall gehörenden Besitzes wanderte.

Natürlich hatte Caddy sie dabei begleitet, wenn er wieder einmal seinem alten Hauslehrer Mister Gregory entkommen war. Seit der neue Hauslehrer, Mister Melville aus Belfast in Irland, für seine Erziehung eingestellt worden war, gab es nur noch wenige Stunden, in denen Ada mit ihrem Bruder die Natur und die frische Luft unter freiem Himmel genießen konnte.

Zu Adas Glück war damals die schreckliche alte Gouvernante Miss Kushner gegen die hübsche junge Miss Heyworth ausgetauscht worden, mit der sich Ada weitaus besser verstand – so gut, dass sie die kaum sieben Jahre ältere Frau fast wie eine große Schwester betrachtete und, wenn sie unter sich waren, mit deren Vornamen Geraldine anredete. So hatte sie es über die Jahre auch einschleifen können, dass sogar der Vater und Caddy sie mittlerweile ganz offiziell als Miss Geraldine anredeten; einzig Lady Adriana weigerte sich strikt dagegen und beließ es beim sehr förmlichen Miss Heyworth.

Wahrscheinlich, so mutmaßte Ada im Stillen, konnte es die Mutter der jungen Hauslehrerin nicht verzeihen, dass diese bei den wenigen Besuchen von Bobby dessen beinahe ungeteilte Aufmerksamkeit erhalten hatte. Dabei hatte Ada immer den Eindruck gehabt, dass Miss Geraldine weitaus mehr Sympathien für Edward hatte, auch wenn dieser inzwischen verheiratet war und – bis zur Fertigstellung des umfangreichen Umbaus von Cambourne Park – seit mehr als zwei Jahren in Trevelyan House unten in der Ebene wohnte, wo hinter dem See der Wald begann.

Im Schatten des Waldrandes lag am Fuße der Anhöhe, auf der sich Trevelyan Hall erhob, auch das kleine Haus des Parkverwalters und Obergärtners Harold Polperro. Es trug den Namen ‚Falcon Lodge‘, da sich in früherer Zeit dort der Wohnort des Falkners von Trevelyan Hall befunden hatte. Doch da der derzeitige Marquess lieber zu Pferde und mit den Hunden statt mit Greifvögeln jagte, hatte er das gemütliche graue Steinhaus mit dem kleinen Garten an Harold Polperro und seine Familie gegeben.

Louise Polperro, die aus der Grafschaft Northamptonshire stammte, hatte als Erste Köchin – und natürlich nach Butler Penwyth – einen nicht gerade geringen Stand in der Schar der Dienerschaft von Trevelyan Hall, während ihr unehelicher Sohn Charly, den Louise aus ihrer vormaligen Stellung bei Baron Tremayne mitgebracht hatte, als Hilfs Gärtner und Wildhüter angestellt war. Seine Halbschwester Izobel, die überall nur Izzy gerufen wurde, war seit einem Jahr als Zofe für Ada zuständig, auch wenn diese Position nach dem unrühmlichen Abgang von Sophie eigentlich nur vorübergehend hatte sein sollen.

Manchmal noch träumte Ada von ihrer alten Kammerzofe, die eines Tages – oder vielmehr: eines Nachts – Hals über Kopf davongelaufen war. Später hatte der Marquess vor allem durch Penwyths beharrliche Nachforschungen erfahren und der Familie gesagt, dass Sophie mit einem jungen Mann namens Ross Treverney, den sie bei irgendeiner Tanzveranstaltung für das Dienstpersonal kennengelernt hatte, nach Gretna Green gereist war, um dort zu heiraten. Angeblich lebten die beiden nun irgendwo im Norden, womöglich gar in einer entlegenen Gegend Schottlands, in der sie von der Welt und Sophies Familie vergessen werden konnten.

Natürlich hatte Ada schon von Liebe sprechen hören; in jedem zweiten Buch, das sie las, gab es eine Liebesgeschichte zwischen einer jungen Frau und einem jungen Mann, die sie manchmal bis in ihre Träume verfolgte. Allerdings hatte die junge Frau dann immer das Gesicht von Sophie, während der junge Mann rein äußerlich viel Ähnlichkeit mit Charly Tremayne hatte.

Hin und wieder ertappte sich Ada auch dabei, dass sie tagsüber an Charly dachte; an seine warmen braunen Augen und die wilden dunkelbraunen Locken, die ihm immer ein wenig forsch in die gebräunte Stirn hingen; an seine schlanke aber kräftig gebaute Gestalt mit den starken Armen und breiten Schultern, die sich umso mehr formten, seit er die achtzehn Jahre erreicht und als fleißige Arbeitskraft in den Gärten und der Parkanlage angefangen hatte; und an seine Stimme, die sie in jeder Lebenslage aufzumuntern vermochte. Außer Cedly schaffte es nur Charly, sie in den Momenten von Niedergeschlagenheit mit einem wohlmeinenden Wort oder kleinen Witz zum Lächeln zu bewegen. Wenn sie wählen dürfte, das wusste Ada, dann würde sie sich einen Mann wie Charly wünschen.

Doch Seine Lordschaft der Marquess hatte andere Pläne mit seiner einzigen Tochter. Das hatte sie gestern zufällig zu hören bekommen. Seitdem drückte dieses Wissen wie ein viel zu eng geschnürtes Korsett auf ihren Körper und ihre Seele. Ausgerechnet Dick! Dick das Ekel, wie Ada ihn bei sich nannte. Sie verabscheute ihn! Dabei war Richard Penryn als der einzige Sohn des reichen Minenbesitzers Arthur Penryn eine mehr als gute Partie; aber er war auch bereits neunundzwanzig Jahre alt – fast doppelt so alt wie Ada selbst!

Sie hatte ihn bisher nur einmal zu Gesicht bekommen, wobei er einen wahrlich erschreckenden Eindruck hinterlassen hatte. Aber das war wohl hauptsächlich dem Umstand geschuldet gewesen, dass er bei einer Sprengung in der Hauptmine der Penryns versehentlich von umherfliegenden Gesteinssplintern getroffen worden war. Mit einer blutigen Schramme quer übers Gesicht, das seit damals eine lange Narbe auf der linken Seite zierte, hatte er durchaus etwas Verwegenes an sich gehabt, das Ada an die Geschichten von Freibeutern und Piraten erinnerte, von denen ihr Miss Geraldine ohne Wissen der Mutter erzählt hatte.

Von Bobby hatte sie bei einem seiner letzten Besuche erfahren, dass es im Gebiet Westindien, das auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans lag, noch immer einige Piraten gab, während Freibeuter wie Sir Walter Raleigh oder Sir Francis Drake, die mit einem Kaperbrief von Königin Elizabeth I. in der Tasche Jagd auf spanische Goldschiffe gemacht hatten, inzwischen der Vergangenheit angehörten.

Dick Penryn wiederum hatte nur so ausgesehen; er war im Grunde genommen ein Feigling. Von Charly, der gute Kontakte in die Ortschaft Tressack St. Mary's und zu den Minenarbeitern pflegte, hatten Ada und Cedly erfahren, dass Dick bei der Sprengung vorzeitig davongelaufen war, während zwei seiner besten Minenarbeiter unter den herabstürzenden Steinen begraben worden waren. Seitdem lag dieser Arm der ‚Gunny Wall‘ genannten Gunwallow-Mine still, auch wenn sich dort womöglich noch einige Erzadern finden ließen. Aber Blutsilber war schlecht zu verkaufen, da Minenarbeiter und ein Großteil der Bevölkerung Cornwalls einschließlich ihrer Handelspartner sehr abergläubisch waren; außerdem waren die beiden verunglückten Arbeiter erst nach einer Woche geborgen worden – und darum hielt sich das hartnäckige Gerücht, dass die Seelen der beiden bis in alle Ewigkeit in der Mine spuken würden.

Der Schreck war Ada damals in die Glieder gefahren, als sie mit der einspännigen Gig und der braunen Stute davor an der Seite von Cedly zur Unglücksstelle gefahren war, nachdem sie aus der Ferne die Staubsäule gesehen und den Knall der Explosion gehört hatten. Aber eigentlich hatte Dick Penryn sie erst am Abend des folgenden Tages wirklich zu Tode erschreckt, als sie ihm während eines Balls auf Keverne House im Garten begegnete. Der Kopfverband war nicht das Problem gewesen, sondern seine Hände...

Sie hatte es nur ihren schnellen Füßen und Ceddys guten Augen zu verdanken, dass sie unbeschadet aus der Angelegenheit herausgekommen war. Nicht auszudenken, wenn der angetrunkene Dick Penryn es geschafft hätte, sie ganz auf seinen Schoß zu ziehen und sie richtig zu küssen!

„Guten Morgen, Mylady!“ ertönte in diesem Moment eine helle Stimme, die Ada aus ihren trüben Gedanken riss, während gleichzeitig die schweren Vorhänge mit einem kräftigen Ruck auseinander gezogen wurden.

Natürlich war es Izzy, die frisch wie der junge Morgen in ihrer Zofenkleidung in Dunkelgrau mit weißer Schürze und entsprechendem Spitzenhäubchen herein gekommen war, um Ada wie an jedem Tag seit Sophies Weggang zu wecken.

„Guten Morgen, Izzy“, murmelte Ada matt und rollte sich auf die Seite; sie wusste, dass sie mit ihrer leisen, leicht leidend klingenden Stimme die Aufmerksamkeit von Izzy geweckt hatte.

„Ist Ihnen nicht gut, Mylady?“ fragte Izzy auch prompt und trat ans Bett heran, bevor sie sich zu Ada herabbeugte und leise ergänzte: „Hast du schlecht geträumt, Ada?“

Ada nickte unbestimmt, was Izzy sofort dazu veranlasste, sich zu ihr an die Bettkante zu lehnen und mit besorgtem Blick auf Ada eine Augenbraue fragend in die Höhe zu ziehen. Genau darauf hatte Ada gewartet. Sie richtete sich mit einem Seufzer halb auf und kam neben Izzy zum Sitzen, sodass sie ihrer Zofe und Freundin all das Schreckliche mit leiser Stimme berichten konnte, das ihr im Kopf herumging.

„Dick Penryn!“ wiederholte Izzy und klang schockiert, während sie tröstend einen Arm um Adas bloße Schultern legte. „Ausgerechnet der! Dick das Ekel! Reicht es denn nicht, dass er dir seit dem Keverne-Ball nachsteigt? Und ist er nicht viel zu alt für dich?“

Ada nickte und schluckte. Am liebsten hätte sie sich in Izzys Arme geworfen und wie ein kleines Kind den Tränen freien Lauf gelassen. Aber sie war eine junge Dame von fast fünfzehn Jahren und wusste sich zu benehmen.

Natürlich würde Izzy niemals weitersagen, was Ada ihr anvertraute. Und sie würde auch nicht schlechter von ihr denken, wenn Ada in ihrer Gegenwart weinte. Allerdings wusste Ada, dass sie ihre Freundin nach Möglichkeit nicht in eine solche Lage bringen durfte; sie standen sich sowieso schon näher, als es sich normalerweise für eine Lady und ihre Zofe gehörte. Doch da Ada außer Izzy nur Miss Geraldine zu ihren Freundinnen zählte und ansonsten nur auf Unterstützung von Ceddy und Charly hoffen konnte, brauchte sie diese Vertrautheit mit Izzy mehr als alles andere auf der Welt.

„Vielleicht“, versuchte Izzy aufmunternd zu klingen, „hat sich Seine Lordschaft der Marquess noch gar nicht in allem entschieden. Vielleicht hat er nur die Meinung von Lord Keverne hören wollen.“

„Lady Adriana hat entschieden“, erwiderte Ada leise schniefend. „Und wenn Mutter es will, dann wird Vater nichts dagegen sagen.“

„Immerhin“, kicherte Izzy, um Ada ein wenig aufzuheitern, „hat es die Lady noch nicht erreicht, dass der Marquess deinen Titel an den hübschen Bobby gibt. Du bist und bleibst die Countess of Penvenan – mit allem, was dazu gehört.“

„Genau deshalb“, antwortete Ada matt, „will Dick Penryn mich heiraten – er will einen Titel haben; der Landbesitz und Penvenan House sind ihm eher gleichgültig, denke ich. Er hat schließlich genug Geld und wohnt bei seinem Vater auf Penryn Park, das einem adligen Landhaus nahe kommt.“

„Richard Penryn-Trevelyan, Earl of Penvenan“, murmelte Izzy und schüttelte sich. „Ah! Widerwärtig! Das klingt wie ein schlechter Scherz; vor allem, wenn ich mir vorstelle, was das für dich bedeuten würde, Liebes.“

Ada nickte stumm und spürte Izzys Mitgefühl, das ihr mehr gab als alles andere. Auch wenn ihre Zofe und Freundin nur knapp drei Jahre älter war als sie selbst, hatte Ada sie vom ersten Augenblick an geliebt; wie eine Schwester, die sie nie gehabt hatte. Es gab ihr Kraft und Halt, dass Izzy an ihrer Seite war – mehr noch als Miss Geraldine, die fast sieben Jahre älter war als Ada selbst.

Izzy war ihre Vertraute und Verbündete; aber würde sie helfen können, wenn die Hochzeit mit Dick Penryn stattgefunden hatte und Ada zu ihm auf die andere Seite der Ortschaft Tressack St. Mary's ziehen musste – dorthin, von wo aus man einen guten Blick auf die Kanalküste und die drei größten Minen im Besitz der Penryns direkt vor der Nase hatte?

Es war nicht gerecht, nicht im Mindesten; aber so war die Zeit, in der sie lebte. Als Tochter eines Marquess hatte sie zwar einen Titel, aber keine Stimme in Fragen von Ehe und gesellschaftlichen Verpflichtungen. Und sie wusste, dass längst die Entscheidung für sie getroffen worden war und kein Weg an Dick Penryn vorbeiführen würde.

An Bord der *Indomitable*, August 1798.

Sein Kopf schmerzte. Das war das erste, das **Jean** wieder wahrnahm. War sie noch bei ihm – die schöne Unbekannte, von der er geträumt hatte? Aber wieso die Schmerzen? Noch mit geschlossenen Augen tastete er vorsichtig mit der linken Hand nach seiner linken Schläfe – und wünschte im nächsten Moment, es nicht getan zu haben. Ein Verband umgab seinen Kopf, und er konnte an der Stelle über dem linken Ohr in Streifen getrocknetes Blut fühlen, das sich bis hinunter in den Kragen seiner Uniform verirrt hatte, die noch immer nach Pulver – und Schlimmerem – roch. Aber es war der scharfe Schmerz, der ihn bei der leichten Berührung seiner Finger durchzuckte.

„Nicht anfassen“, hörte er eine leise, aber strenge Stimme irgendwo auf seiner rechten Seite. „Du hast gewaltig was abbekommen, Bürger Lieutenant.“

„Wo sind wir?“ fragte Jean leise zurück und ließ die Hand sinken.

„Auf der *Indomitable*“, antwortete die Stimme, die Jean nun als die des Bootsmanns Luc Tregulvant erkannte. „Nur, dass es jetzt nicht mehr unsere *Indo* ist.“

„Was ist passiert?“

„Erinnerst du dich an die Schlacht?“ fragte Luc leise. „Die Schlacht in der Bucht von Aboukir? Wir haben gegen Nelson verloren. Und jetzt gehört die *Indo* den Engländern und heißt *HMS Indomitable*.“

„Wenigstens“, seufzte Jean leise, „haben sie den Namen behalten. Ich nehme an, man bringt uns nach England?“

„Angeblich nach Plymouth“, bestätigte Luc. „Jedenfalls hat das einer der Schiffsjungen gehört. Er spricht allerdings kein Englisch, hat nur den Stadtnamen verstanden.“

„Ich verstehe Englisch“, antwortete Jean leise, bevor er ergänzte: „Habe ich jedenfalls früher. Aber mein Kopf! Der bringt mich noch um.“

„Weißt du wenigstens noch deinen Namen?“

„Jean“, antwortete Jean. „Eigentlich Jean-Paul Devreux. Ich stamme aus Trechapelle in der Nähe von Morlaix in der Bretagne. Ich bin seit sechs Jahren bei der Marine. Ich bin

zuletzt unter Kapitän Jean-Jacques Trudeau auf der *Indo* gefahren. Wir gehörten zur Mittelmeerflotte und entkamen der Blockade der Engländer vor Toulon und segelten nach Ägypten... Ja, ich erinnere mich an alles. Aber die Schlacht... die ist ein bisschen neblig in meinem Kopf...“

„Das wird schon wieder, Bürger Lieutenant“, versuchte Luc ihm Mut zu machen.

„Ich vermute“, murmelte Jean nach einem Moment des Schweigens und öffnete langsam die Augen, „dass wir auf dem Weg in ein englisches Gefängnis sind, richtig?“

Luc nickte und machte eine ausladende Bewegung, die das ganze Zwischendeck mit einzuschließen schien. „Etwa zweihundertsechzig von uns; die übrig geblieben sind.“

Jean folgte seiner Hand und erkannte im dämmrigen Zwischendeck der *Indo* mehrere, durch Bretterkreuze und eine Gittertür zum Aufgang hin abgetrennte Verschläge, die auch als Zellen durchgingen. In jeder davon saßen etwa fünfzig Männer, die müde vor sich hinstarrten.

In der kleinsten Zelle, ganz vorne am Aufgang zum Oberdeck, lag Jean zusammen mit Luc, dem ein wenig lethargisch wirkenden Kapitän Trudeau und dem ersten Offizier Louis Bernard Savigny, der einen fleckigen Verband um den Kopf trug; offenbar hatte auch er Bekanntschaft mit irgendetwas von oben kommendem Schwerem gemacht. Da der dritte und der vierte Offizier nicht hier mit ihnen in der Zelle saßen, schienen sie in der Bucht von Aboukir zurückgeblieben zu sein.

„Wir haben die Schlacht am Nil verloren“, sagte Savigny leise und rieb sich vorsichtig an der rechten Schläfe, wo ihn der Verband zu kratzen schien. „Die Hälfte der Flotte soll versenkt oder als Prise an die Engländer gegangen sein. Du und ich, Jean, wir sind beim Explodieren der *Orient* getroffen worden.“

„Die *Orient* ist explodiert?“ fragte Jean erschrocken und fühlte dabei den Schatten der Druckwelle, die von der Explosion bis zur *Indomitable* hinüber gerollt war; offenbar war er dabei gestürzt und hatte umherfliegende Trümmerteile an den Kopf bekommen – nur, dass er sich nicht daran erinnern konnte, getroffen worden oder gestürzt zu sein. Vage waberten Bilder vor seinem geistigen Auge, die ihn zurück in die Schlacht aufs Mitteldeck der *Indo* zurückführten. Die *Orient* hatte kaum dreihundert Meter von ihnen entfernt gelegen und sich mit gleich drei englischen Schiffen duelliert.

„Die Engländer“, fuhr Savigny fort, „haben es irgendwie geschafft, die *Orient* in Brand zu stecken. Gleichzeitig haben sie mit zwei oder drei Schiffen angegriffen; uns hat die *Bellerophon* angegriffen, dann die *Majestic* und schließlich die *Swiftsure*, bevor sie uns von der Seite der *Orient* vertrieben und sich zwischen uns drängen konnten. Sie haben weiter auf uns gefeuert, während sie auf der anderen Seite die *Orient* unter Beschuss nahmen. Es war schrecklich.“

Kurz wunderte sich Jean, warum Savigny den Hergang so gut beschreiben konnte. Der erste Offizier musste im Gefechtsfall genau wie Jean und die anderen Offiziere für die ihnen zugeteilten Einheiten an den Geschützen Verantwortung übernehmen. Doch mit dem zweiten Gedanken erinnerte Jean sich daran, dass Savigny schon immer ein guter Kenner der englischen Schiffe gewesen war. Daran würde auch die schwarz-gelbe Bemalung nichts ändern, mit denen die Engländer ihre Gegner in Verwirrung zu stürzen versuchten. Somit konnte Jean der Schilderung seines Vorgesetzten glauben; so wenig es ihm gefiel, was er zu hören bekommen hatte.

„Hier“, wechselte Savigny das Thema und drückte Jean einen Blechnapf mit kalter Breispeise und einem hölzernen Löffel darin in die Hand. „Das haben wir dir aufgehoben. Es ist nicht viel, aber besser als nichts.“

Jean nickte dankend und begann zu löffeln. Es schmeckte wie Sägespäne in Schleim; er duftete jedoch nicht wählerisch sein, angesichts seines knurrenden Magens, und konnte nur von Glück sagen, dass es überhaupt etwas zu essen gab.

„Schmeckt grandios“, murmelte er sarkastisch und sah Savigny schief grinsen.

Jean löffelte weiter und bemühte sich, nicht zu viel zu darüber nachzudenken, was er da in sich aufnahm. Wenn er Glück hatte, dann war es nur zu Brei verarbeiteter Schiffszwieback; aber er ahnte, dass es nicht so war...

Um sich vom Geschmack in seinem Mund abzulenken, ließ Jean seinen Blick durch das Zwischendeck schweifen. Die größeren Zellen waren mit fünfundzwanzig bis fünfzig Mann besetzt, die fahl und apathisch dasaßen oder lagen; nicht wenigen von ihnen sah man die Strapazen der Schlacht an, auch wenn sie keine Gliedmaßen verloren hatten. Jean zählte achtzehn weitere Kopfverbände, fünfunddreißig verbundene Arme und das

eine oder andere abgebundene Bein, das aber wohl nicht ernsthaft in Gefahr war, über kurz oder lang amputiert werden zu müssen.

Der Löffel kratzte über den Boden des Blechnapfs, während Jeans Blick plötzlich von Luc angezogen wurde. Der Bootsmann hatte sich in den hellsten Fleck der Zelle an die Bretterwand gesetzt und ein kleines Messer mit gebogener Klinge in der einen Hand.

Jean erwartete im ersten Moment, dass Luc an dem Bretterschlag arbeiten würde, um ein Loch zum Entkommen zu schaffen – ganz gleich wie widersinnig dies auf einem fahrenden Schiff auch sein mochte. Auf den zweiten Blick bemerkte Jean das, was Luc in seiner anderen Hand hielt: Es war ein Stück Holz. Die Form des Holzes war jedoch nicht die, welche Jean erwartet hätte. Es war eine Art Spange, wie sie von Frauen im Haar getragen wurden.

„Meine Jeanne hat wunderschönes dichtes Haar“, erklärte Luc leise, als er Jeans Blick bemerkte. „Sie trägt es mit solchen Spangen aufgesteckt, wenn wir sonntags zur Kirche gehen... gingen. Früher.“

„Es ist Beschäftigung“, korrigierte Savigny und nahm nun seinerseits ein Arbeitsstück zur Hand, das aus ein paar Strohhalmen aus seiner löchrigen Matratze auf der harten Pritsche stammte, auf der Kapitän Trudeau lag und stumm in die Luft starrte. Jean sah, wie unter Savignys geschickten Händen ein kleines Figürchen entstand, das ein Pferd oder Esel sein mochte.

„Kannst du schnitzen, Bürger Lieutenant?“ fragte Luc und hielt Jean ein bleiches Stück Knochen und das gebogene Messer hin. „Wenn nicht, dann bringe ich es dir bei. Bis zur Pointe du Raz sind wir noch eine ganze Weile unterwegs, befürchte ich. Da wäre es gut für dich und für mich, wenn wir die Zeit nutzen und uns beschäftigen; sonst werden wir hier unten im dauernden Dämmerlicht noch verrückt...“

Jean nickte und nahm Messer und Knochen entgegen. Unschlüssig drehte er das Stück, das ehemals zum Oberschenkelknochen eines Rindes gehört haben mochte, in seinen Fingern und versuchte sich die darin verborgene Form vorzustellen, wie er es früher als Junge immer mit den Stöcken gemacht hatte, die er zu Männchen und allerlei Tieren geschnitzt hatte. Vor seinem geistigen Auge sah er plötzlich wieder das unscharfe aber

wunderschöne Gesicht der jungen Frau, von der er geträumt hatte. Vielleicht konnte er etwas schnitzen, das ihm ihre Schönheit bewahrte?

Der Knochen war altweiß und glatt an der Außenseite und porig an den Schnittkanten an den Seiten; im Inneren wies er eine unschöne graue Farbe auf. Ganz gleich, was er aus diesem Knochen fabrizierte, er musste das matte Knochenweiß der Außenseite erhalten und bestmöglich zur Geltung bringen.

Kurz überlegte er, ob er es wagen konnte, das Knochenstück in zwei Hälften zu spalten; aber es war nur etwa zwei Daumen breit und einen Ringfinger lang – zu klein, um sich an einer Pferdefigur zu versuchen, zumal er noch nie zuvor mit Knochen gearbeitet hatte und ihm das Material erst noch vertraut werden musste.

Noch einmal drehte Jean den Knochen hin und her; dann setzte er das Messer an einer der oberen Rundungen zum Innenrand an und begann vorsichtig zu schnitzen. Wie er erwartet hatte, war der Knochen hart, aber nicht schwergängig. Das Material erinnerte ihn an das Holz der uralten Eiche, die in seinem zehnten Lebensjahr vom Blitz getroffen worden war. Damals hatte er einen ganzen armdicken Ast abgezweigt und daraus eine Reihe von Figuren geschnitzt, die wohl noch immer bei seinen Eltern zuhause auf dem Sims über dem offenen Herd in der Küche standen.

„Das ist gut“, lobte Luc nach einer Weile, die Jean wie eine Ewigkeit in zwei Minuten vorgekommen war; tatsächlich musste mindestens eine Stunde vergangen sein, weil er von oben das Schlagen der Glasglocke vernehmen konnte. Es sagte ihm, dass bereits die dritte Nachmittagswache zu Ende ging und es bald Zeit für das Abendmahl der das Schiff führenden englischen Mannschaft sein würde.

Nachdenklich starrte er auf die kleine Figur, die sich unter seinen geschickten Fingern geformt hatte: Es war ein Mädchen im langen Kleid. Ihr Gesicht war nur grob aus dem Knochen herausgearbeitet; aber dafür saß jede Falte ihres schwingenden Rocks an der richtigen Stelle und die zierlichen bloßen Füße tanzten auf den Zehenspitzen.

Jean wunderte sich, dass er das unscheinbare Grau im Inneren des Knochens ohne es zu bemerken als natürlichen Schatten verwendet hatte. Das schöne Weiß der äußeren Seite kam an den schlanken Armen und Schultern besonders gut zur Geltung, während die leicht porigen Flächen der Schnittstellen so etwas wie luftige Bewegung in das Haar

der Figur brachten, das dem kleinen Mädchen in schönen dichten Locken um den Kopf schwang und den Eindruck des Tanzes noch verstärkte.

So sehr er sich bemühte, er schaffte es nicht, dem schmalen Gesicht mehr Details zu geben als die anmutige Linie eines auf schlankem Hals sitzenden Kopfes mit hohen Wangenknochen, einer Ahnung von Mund und undeutlichen aber großen Augen. Fürs Erste reichte es jedoch, um Luc zu beweisen, was er zustande bringen konnte.

Ein bisschen stolz war Jean schon auf sich und seine Geschicklichkeit; doch gleichzeitig bezweifelte er, dass er sich allein mit dem Schnitzen von Figuren auf Dauer von seinem pochenden Kopf abzulenken vermochte.

Plymouth, Juli 1799.

Ein heißer Schauer fuhr **Tom** über den Rücken. Zum Präfekten! Auch das noch! War es sein Vater ‚Old Toby‘, der wieder einmal beim Schwarzbrennen erwischt worden war, oder die Sache gestern in der Taverne am Hafen, wegen der man ihn nun zu Sir William schickte? Der ältere Herr war zwar klein, galt aber als streng und zuweilen jähzornig, weswegen man ihm lieber nicht so oft begegnete, wenn es sich vermeiden ließ.

Mit einem unwohlen Gefühl im Magen zog Tom den Kragen seiner Uniform zurecht und überprüfte den Sitz seines Säbels, der locker an seine Seite gegürtet war. Dann trat er hinaus auf die kopfsteingepflasterte Straße und schlug den Weg zur Präfektur ein, die sich unweit der Admiralität befand.

Als er durch den offenen Torbogen in den Innenhof des Gebäudes ging, begann Tom zu frösteln; dabei war der heutige Sommertag besonders warm und geradezu drückend gewesen, bevor das Gewitter zur Mittagszeit für Abkühlung gesorgt hatte. Seitdem war der Himmel noch nicht wieder ganz aufgeklart, wenngleich der Regen den Staub aus der trockenen Luft gewaschen hatte.

Vielmehr war es die Architektur des Gebäudes, die ihm zusetzte. Im ebenerdigen Teil des vorderen Bereichs befanden sich die Amtsräume der Handelspolizei, die im Hafen und in der Stadt auf den Märkten und in den Geschäften dafür sorgten, dass alles seine Ordnung hatte; auch waren sie dafür zuständig, mit den Männern der Steuerpolizei die Personen zu überwachen, die im Verdacht standen, Schmuggel zu betreiben oder sich wie Old Toby mit der Schwarzbrennerei von Hochprozentigem was dazu zu verdienen.

Tom kannte das Amtszimmer von Gordon Bradley, der mehr als einmal unerlaubterweise ein Auge zugedrückt hatte, wenn er Old Toby auf den Zahn gefühlt und hinter dem Schuppen das Versteck mit den alten Brennblasen gefunden hatte.

Da diese aber nachweislich seit mehr als fünfzig Jahren nicht mehr in Benutzung waren, konnte Bradley nie eine Verhaftung vornehmen, auch wenn Old Toby Lynch ein notorischer Schwarzbrenner war. Aber ohne Beweise war ihm nicht beizukommen, das

wusste auch Bradley und spielte das Spiel mit dem alten Plunder mit. Ob er wusste, dass Old Toby und seine drei Komplizen ihre neuen Gerätschaften längst in einer alten Köhlerhütte im weitläufigen Roborough Moor untergebracht hatten, wohin sich fast nie jemand verirrt und von wo aus man die Steuerpolizisten auf Meilen Entfernung rechtzeitig nahen sah?

Ein erneutes Frösteln ergriff Tom, als er die Treppenstufen hinaufstieg, die im hinteren Teil des Gebäudes in die etwas erhöht liegenden Amtsräume der Polizei-Einheit ‚für besondere Aufgaben‘ führten. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als eines Tages hier zu arbeiten und entflozene Sträflinge, Mörder und Diebe zu jagen; bisher war er nur ein kleiner Constable, der in Uniform auf den Straßen umherging und Bettler von den Häusern der Reichen und Zigeuner von den Tavernen im Hafen verscheuchte.

Ob man ihn, wenn er in drei Jahren das vorgeschriebene Alter von Fünfundzwanzig erreicht hatte, zum Sergeant befördern würde? Musste er zuvor, neben seiner emsigen Arbeit auf der Straße, noch darum kämpfen, bei der Handelpolizei oder gar bei der Steuerpolizei unterzukommen, um sich die Chance auf eine Karriere als Inspektor nicht entgehen zu lassen? Oder war er, da Old Toby nunmal sein Vater war, von vornherein davon ausgeschlossen?

Nun, er würde es in Kürze erfahren; denn das Frösteln verstärkte sich, als er die breiten Treppen in das großzügig gestaltete obere Stockwerk hinaufstieg, wo sich die Amtszimmer des Polizeipräsidenten befanden. Was würde er dort erfahren?

Womöglich würde man ihn anstelle seines Vaters verhaften und in eine der düsteren Arrestzellen stecken, die sich zum Innenhof gelegen im Keller der Präfektur befanden und – abgesehen von den feuchtkalten Wänden – nur kleine vergitterte Öffnungen zur sandigen Fläche des Innenhofes hatten, durch die im Sommer die Mücken und zu jeder Jahreszeit Wind, Regen und Kälte hereindrängten.

„Ah, Mister Lynch!“

Ein Mann um die Vierzig trat ihm so plötzlich in den Weg, dass Tom beinahe gegen ihn gestoßen wäre. Im letzten Moment schaffte er es, sein Gleichgewicht zu halten, bevor er reflexartig mit der linken Hand an den Schirmrand seiner Kappe fuhr und salutierte. Er hatte nicht erwartet, ausgerechnet hier auf Sir Henry Boswycke zu treffen. Es war

auf keinen Fall ein gutes Zeichen, dass der Leiter der Polizei-Einheit für besondere Aufgaben hier vor den Amtszimmern des Präfekten war und offensichtlich auf ihn, Thomas Lynch, gewartet hatte.

„Sie werden schon erwartet, Mister Lynch“, fuhr Sir Henry fort und klang dabei beinahe freundlich, was Tom nur noch mehr verwirrte und verunsicherte, zumal der große, ein wenig zu schlanke Mann mit dem hageren Gesicht, das von einer gewaltigen Adlernase beherrscht wurde, ihm nun eine Grimasse zeigte, die entfernt an ein Lächeln erinnerte – das Lächeln eines Haifischs.

„Nach Ihnen, Mister Lynch“, ergänzte Sir Henry und hielt die große schwere Doppeltür aus dunklem Eichenholz auf, hinter dem sich das kleine Vorzimmer zum Besprechungsraum des Präfekten befand.

Tom trat ein; es blieb ihm nichts anderes übrig. Kaum war er über die Schwelle, spürte er Sir Henry hinter sich, der die Tür sorgsam verschloss und Tom dann eine Art sanften Schubser in den Rücken gab, der Tom vorwärts stolpern ließ. Er konnte sich gerade so eben an der Kante des Tisches abstützen, hinter dem der Sekretär des Präfekten sich erhoben hatte, um den Besuch anzukündigen.

Sir William Gardiner erhob sich aus einem tiefen Sessel vor dem hohen Fenster an der Stirnseite des Besprechungszimmers, als Tom hinter dem Sekretär eintrat. Er begrüßte Sir Henry zuerst, bevor er sich an Tom wandte. Dieser war überrascht, eine Art Lächeln im Gesicht des Präfekten zu sehen, das deutlich freundlicher wirkte als die zuvor von Sir Henry gezeigte Haifisch-Grimasse.

„Mister Lynch“, sagte Sir William in beinahe väterlichem Tonfall und schüttelte Tom die Hand. „Es freut mich, Sie persönlich kennenzulernen; ich habe schon viel von Ihnen gehört.“ Tom überlief es kalt, trotz des fortwährenden Lächelns seines Gegenübers. Er erwartete jeden Augenblick, dass die Stimmung umschlagen und er ein Aber zu hören bekam. Doch offenbar hatte er sich ganz umsonst Sorgen gemacht.

„Keine Sorge“, beeilte sich Sir William zu sagen, „es geht nicht um die Machenschaften von Old Toby; das will ich, ehrlich gesagt, gar nicht so genau wissen, auch wenn Bradley mich stets auf dem Laufenden hält.“

Das Zwinkern, das diese Worte begleitete, sagte Tom alles: Der Polizeipräsident war ein Kunde von Old Toby! Also war von ihm in dieser Hinsicht keine Gefahr zu erwarten. Es beruhigte Tom und versicherte ihn gleichzeitig, dass auch der emsige Schnüffler Bradley durch diese Konstellation wohl nie zu einer Verhaftung von Old Toby schreiten würde; nicht solange Sir William höchstpersönlich seine Hand über Toms Vater hielt.

Und als wäre das Zwinkern noch nicht Beweis genug für sein Wohlwollen in dieser Hinsicht, beugte sich Sir William neben dem Sessel hinab und richtete sich schmunzelnd mit einem leeren mundgeblasenen Glas und einer braunen Flasche in der Hand wieder auf, die Tom augenblicklich als ein Produkt aus der Brennerei seines Vaters erkannte. Er entspannte sich ein wenig und atmete ruhiger, blieb aber weiterhin auf der Hut. Es war noch zu früh, um alle Vorsicht in den Wind zu schießen.

„Sie haben sich sicherlich schon gefragt, warum ich Sie rufen ließ“, sprach Sir William weiter, während er mit der Flasche und dem Glas in der Hand an einen kleinen Tisch in einem Seitenkabinett trat und beides dort abstellte, bevor er sich wieder zu Tom und Sir Henry umdrehte. Tom nickte stumm und folgte den beiden Herren zu einer kleinen Sitzgruppe an einem der anderen Fenster, wo auf einem Kartentisch eine Landkarte von Plymouth und Umgebung ausgebreitet lag.

„Sie kennen sich gut aus, Mister Lynch“, sagte Sir William und es klang nicht wie eine Frage sondern wie eine unumstößliche Tatsache. „Sie kennen die Stadt und auch ihre Umgebung; Sie stammen aus den Wembury Hills, habe ich recht?“

„Ich bin in Lower Baristowe geboren“, bestätigte Tom und fügte nur der Vollständigkeit halber hinzu: „Und in Upper Baristowe aufgewachsen, Sir.“

„Sehr gut“, nickte der Präsident und deutete auf die Landkarte. „Dann kennen Sie sich in der Gegend gut aus, um die es mir geht.“

Er beschrieb mit dem Zeigefinger einen unförmigen Kreis, der die beiden Dörfer Lower und Upper Baristowe in den Wembury Hills, die kleine Ortschaft Wembury mit dem gleichnamigen Herrschaftsanwesen am nordöstlichen Rand der Wembury Downs und das Roborough Moor im Norden von Plymouth umfasste.

„Ich bin auf der Suche“, erklärte Sir William, „nach einem Haus. Es muss groß genug für mindestens fünfundzwanzig Personen sein und einigermaßen abgeschieden liegen. Ich will, dass man es mit höchstens fünf Personen bewachen kann.“

„Da fallen mir gleich zwei Häuser ein“, antwortete Tom eifrig und beruhigt, dass es nur um seine Ortskenntnis ging; er hatte sich wirklich völlig unnötig gesorgt. „Einmal hier in Roborough, das alte Torhaus von Roborough Manor an der Brücke hinter dem Wald. Es ist allerdings nicht sehr komfortabel, wenn Sie meine Meinung hören wollen, Sir.“

„Der nahe Birkenwald ist nicht unbedingt hilfreich“, wandte Sir Henry ein und der Präfekt nickte dazu, sodass Tom sich gezwungen sah fortzufahren: „Zum zweiten wäre hier drüben im Süden Ermington Lodge, Sir; das ist das ehemalige Verwalterhaus von Ermington Park. Aber dort müsste nach dem Blitzschlag vorigen Monat die eine oder andere Reparatur vorgenommen werden.“

„Das wäre eine Möglichkeit“, nickte der Präfekt, doch Sir Henry schüttelte den Kopf.

„Ermington Lodge liegt nur wenige Yards von der Postkutschenstrecke entfernt“, gab er zu bedenken. „Das ist nicht abgelegen genug, auch wenn man es dank der hohen Mauern und der Anhöhe vergleichsweise leicht sichern könnte.“

„Dann fällt mir nur noch ein Haus ein“, fuhr Tom fort, der sich wunderte, dass ihm dies erst jetzt in den Kopf gesprungen war. „Baristowe House, Sir.“

Er deutete auf einen Punkt im Nordosten von Plymouth, wo die Wembury Downs am Fuße der Wembury Heights in das schwer zugängliche Gebiet des Roborough Moors übergingen. Als kleiner Junge hatte er oft dort gespielt, in den Feuchtwiesen vor den hohen Mauern des alten Landhauses und am Rande des im dämmrigen Licht der Herbst- und Wintertage trügerisch daliegenden Hochmoors, das nicht nur ihn, sondern alle Jungen der Umgebung fasziniert und wie magisch angezogen hatte.

Tom erinnerte sich mit angenehmem Gruseln daran, wie er und sein bester Freund Pit Baker einmal dort vom heraufziehenden See-Nebel überrascht worden waren. Eine gefühlte Ewigkeit waren sie damals durch schlammige Löcher, die bei jedem Schritt ein gierig-schmatzendes Geräusch von sich gaben, im Kreis gegangen – bis sie endlich durch puren Zufall an die Mauern von Baristowe House gestoßen waren und sich der Nebel von einem Moment auf den anderen gelichtet hatte.

Damals hatte noch der alte Gregson im Landhaus gewohnt, in der Dienerwohnung links vorne am Tor, und den Besitz für Lady Georgiana Ermington, Viscountess of Baristowe, verwaltet. Aber das war mehr als zwölf Jahre her. Wer wohl heute dort leben mochte, da die Lady nie – nicht einmal in den Sommermonaten – dort verweilt hatte...

„Baristowe House“, wiederholte Sir Henry nachdenklich, während sich der Präfekt am bartlosen Kinn kratzte und dabei zustimmend nickte: „Ja, das könnte funktionieren.“

„Ich schlage vor“, sagte Sir Henry an den Präfekten gewandt, „dass ich mich dort ein wenig umsehe, bevor wir Lord John, den Earl of Wembury, behelligen.“

„Seine Lordschaft hat uns bereits seine Unterstützung zugesagt“, erwiderte Sir William und tippte auf den Punkt in der Karte, der Ermington Manor bezeichnete. „Immerhin hat er vorvergangenes Jahr akzeptiert, dass sich Kapitän Howard mit seiner Frau und den sieben Kindern dort einquartierte, bis die unsägliche Sache in Spithead durch war und Howard mit den anderen Kapitänen ihre Mannschaften gestellt bekam.“

Tom verbiss sich ein Grinsen. Die unsägliche Sache in Spithead war vielmehr das in der Marine Seiner Königlichen Majestät am Schlimmsten gehandete Handeln gewesen, das die meisten Seeleute nicht einmal auszusprechen wagten: Meuterei.

Auslöser für den Aufstand an den Ankerplätzen in Portsmouth und wenig später auch am Nore genannten Ankerplatz in der Themse waren die, aus Sicht der Seeleute, unerträglichen Bedingungen an Bord englischer Kriegsschiffe – einschließlich der schlechten Besoldung der zumeist in den Marinedienst gepressten Männer.

Zunächst hatte die Admiralität in Portsmouth einen harten Kurs gefahren und nicht auf die Forderungen nach Solderhöhung, besserer Verpflegung, erweitertem Landgang und Kompensation für Krankheit und Verwundung reagiert.

Doch zehn Tage nach dem Ausbruch der Meuterei auf sechzehn Schiffen der von Lord Bridport befehligten Kanalflotte hatten die Mannschaften von fünfzehn in Plymouth liegenden Schiffen es ihren Kameraden in Portsmouth gleichgetan und Abgesandte nach Spithead zur Verhandlung über die neuen Konditionen des Marinedienstes geschickt. Noch während der Verhandlungen hatte die Meuterei, wohl um den Ausgang zugunsten der Seeleute zu beschleunigen, schließlich auch die Themse-Liegeplätze und damit die unmittelbare Aufmerksamkeit der Krone erreicht.

Es war Lord Howe zu verdanken, dass die Meuterer auf einen königlichen Erlass hin für ihr Verbrechen nicht zur Verantwortung gezogen wurden, zumal die Seeleute den Sieg in Form von Solderhöhung davongetragen hatten.

In all dem Chaos waren viele Schiffe vor Anker geblieben und die Kanalflotte nicht zum Einsatz gekommen, während drüben auf dem Kontinent noch immer die Revolution zu immer neuen Auswüchsen führte und alle wussten, dass England den Krieg gegen Frankreich nur mithilfe der Königlichen Marine gewinnen konnte.

Tom wusste auch, dass viele Seeleute, die im Wirtshaus oder kleineren Hafentavernen im Alkoholrausch zum Marinedienst gepresst worden waren, die Gelegenheit genutzt und sich aus dem Staub gemacht hatten; beinah sechs Monate lang hatte er selbst mit mehreren anderen Constables zusammen die Straßen, Tavernen und Hinterhöfe von Plymouth nach flüchtigen Seeleuten durchsucht.

Ganze sechsunddreißig Männer hatte Tom allein oder in Zusammenarbeit mit einem der anderen Constables oder hilfsbereiten Tavernen-Besitzern aufgestöbert und verhaftet. Alle Gefassten hatten mindestens eine Woche Arrest in einer der Zellen unter der Präfektur erhalten und waren danach wiederum in die erwartungsvollen Arme der Marine entlassen und an Bord irgendeines Schiffes gebracht worden.

„Ich denke“, riss Sir Henrys Stimme Tom aus seinen Gedanken, „dass wir mit Baristowe House genau richtig liegen. Das Moor bildet eine natürliche Grenze; und die feuchten Wiesen auf der anderen Seite sind meilenweit zu überblicken. Wenn sich jemand aus dem ummauerten Garten entfernen sollte, finden wir ihn sehr schnell wieder.“

„Was genau“, begann Tom seine Verständnisfrage, doch Sir William fiel ihm ins Wort und erklärte: „Die Admiralität und das Transport Office haben mir aufgetragen, hier in der Nähe der Stadt einen Ort zu finden, an dem wir Offiziere der Froschfresser einige Zeit beherbergen können; als Gefangene, versteht sich.“

Tom nickte verständnisvoll. Natürlich war es Offizieren, und selbst welchen aus dem Land der Königsmörder, nicht zuzumuten, mit den gemeinen Seeleuten zusammen in den Kasematten am Hafen einzusitzen oder gar auf eines jener Gefängnis-Schiffe gesperrt zu werden, zu denen auch die *HMS Brixham* gehörte. Im Hafen von Portsmouth lagen ganze vier Stück von diesen Hulk genannten schwimmenden Gefängnissen, in die

gesperrt zu werden – angesichts der Seuchengefahr und schlechten Bedingungen – fast schon einem Todesurteil glich. Zwei davon waren kurz davor abzusaufen...

„Baristowe House also“, nickte Sir Henry und blickte noch einmal auf die Landkarte, bevor er sich an Tom wandte: „Ich würde mich freuen, Mister Lynch, wenn Sie mich dorthin begleiten würden und mir bei der Gelegenheit auch die Umgebung einschließlich der Wembury Downs zeigen würden. Ich muss gestehen, dass es mich bisher mehr in den Westen in Richtung Cornwall oder den Norden von Devonshire verschlagen hat; oder nach Südosten in Richtung Torquay. Es würde mich durchaus interessieren, ein bisschen mehr von dieser Grafschaft kennenzulernen. Also?“

Tom nickte; es blieb ihm sowieso nichts anderes übrig, da Sir Henrys letztes Wort keine Frage sondern ein höflich verpackter Dienstbefehl gewesen war. Da der Polizei-Präfekt nur schweigend den Kopf neigte, schien er mit diesem Vorhaben einverstanden zu sein und – seinem wiederholten verstohlenen Blick zum Likörkabinett nach zu urteilen – für ein rasches Ende dieser Besprechung zu plädieren.

Sir Henry nickte dem Präfekten höflich zu, worauf sich Tom zu einer etwas ungenlenk ausfallenden Verbeugung veranlasst sah und zusammen mit dem Leiter der Einheit für besondere Aufgaben den großen Besprechungsraum verließ. Noch im Hinausgehen sah Tom den Präfekten mit großen Schritten zum Likörkabinett hinüber gehen und sich das Glas und die braune Flasche herausholen.

Innerlich schmunzelnd durchschritt Tom das Vorzimmer, in dem der Sekretär vor einer Unmenge von Papieren an seinem Schreibtisch saß und eifrig schrieb. Sir Henry führte Tom hinaus in den Innenhof, wo das graue Licht eines neuerlich heraufziehenden Unwetters eine vorzeitige Dämmerung heraufbeschworen hatte, und blieb plötzlich und ohne Vorwarnung unter dem Torbogen stehen.

„Morgen beim Geläut zur Frühmesse, Mister Lynch, erwarte ich Sie oben an der Straße nach Ermington. Können Sie reiten?“

Tom schüttelte den Kopf und kam sich dabei dumm und bäuerlich vor. Sir Henry aber lächelte, diesmal richtig, und versprach, eine kleine Gig zu mieten, um die fünf Meilen bis nach Wembury zurückzulegen. Von dort aus bis zum Rand des Roborough Moors

waren die Wege zu schlecht für Räder, sodass sie die restlichen anderthalb Meilen bis zum Baristowe House wohl oder übel zu Fuß gehen mussten.

„Wenn das Haus den Anforderungen genügt“, ergänzte Sir Henry und schmunzelte für sich, „und davon gehe ich aus, Mister Lynch, dann werden wir gleich nach dem Besuch bei Lord John vorsprechen – und hoffentlich zum Nachmittagstee eingeladen.“

Auch Tom erlaubte sich nun ein Grinsen, wenngleich ihm dabei die Röte ins Gesicht stieg; noch nie war er zu einer vornehmen Teestunde eingeladen worden. Trank man in adligen Kreisen seinen Tee pur, mit Milch oder gar gesüßt? Und wenn ja, wie wurde der Tee eingeschenkt, vor oder nach der Milch oder womöglich mit ihr zusammen?

„Ihr Sonntagsanzug wird ausreichen, Mister Lynch“, fügte Sir Henry mit einem Seitenblick auf Toms gerötete Wangen hinzu. „Aber nehmen Sie für den Weg durchs Moor und die Besichtigung des Landhauses Kleidung, die schmutzig werden darf. Wir ziehen uns im Torhaus von Wembury Hall um, wenn es soweit ist.“

Tom nickte zum Zeichen, dass er verstanden hatte. Die Aussicht auf einen Besuch bei einem Earl, den er bisher nicht einmal von weitem gesehen hatte, verursachte bei ihm ein Gefühl der Beklemmung und der Scham, das er sich nicht so recht erklären konnte. In der Hoffnung, dass sich dies bis morgen Nachmittag legen werde, tippte er sich an den Schirmrand und verabschiedete sich damit von Sir Henry, der ihm amüsiert einen guten Nachmittag wünschte und dann auf dem Absatz kehrt machte und die Treppenstufen hinauf in sein Amtszimmer verschwand.

Pentewan House bei St. Austell, Juli 1799.

Regen setzte ein, als **Ada** aus der Kutsche stieg. Ein livrierter Diener, dem Penwyth mit Sicherheit den Kragen gerichtet hätte, stand bereits mit einem Regenschirm bereit und brachte sie wohlbehalten und einigermaßen trocken in den Schutz des kleinen Vordachs über dem elegant geschwungenen Treppenaufgang von Pentewan House.

Dort oben in der Tür stand bereits ihre Mutter Lady Adriana neben Tante Cordelia, die mit dem Besitzer dieses hübschen Landhauses, Sir August Polmassick, erster Baronet of Pentewan, verheiratet war und Ada erfreut in die Arme schloss.

„Groß bist du geworden, Nichte“, sagte sie und maß Ada mit prüfendem Blick, der die ehrliche Bewunderung für Adas schlanke Gestalt zum Ausdruck brachte, den man bei Lady Adriana noch nie gesehen hatte und wohl auch niemals sehen würde. „Wie lange ist es her, seit wir uns das letzte Mal sahen?“

„Eddys einundzwanzigster Geburtstag, Tante Cordy“, antwortete Ada, die auf diese Frage bereits gefasst gewesen war; ihre Tante war zwar eine Seele von Mensch, aber auch ein wenig einfallslos, was interessante Gesprächsthemen und vor allem Begrüßen von Verwandten anbelangte.

„Ach, ja, richtig“, seufzte Lady Polmassick ein wenig zu ausgiebig und strich sich mit einer Hand über die linke Schläfe; „bei Lord Edwards Hochzeit konnte ich leider nicht anwesend sein wegen dieser schrecklichen Kopfschmerzen!“

Ada nickte und gab sich mitfühlender, als sie war; gleichzeitig bewunderte sie Tante Cordy, die es fertigbrachte, ihre schauspielerische Leistung so gekonnt zum Besten zu geben, dass nicht einmal die scharfäugige Lady Adriana ihrer Schwester beikommen und der Notlüge überführen konnte.

Dabei wusste Ada nur zu gut, dass Lady Polmassick noch nie von so etwas Banalem wie Kopfschmerzen geplagt worden war; auch wenn es sonst allein ihre Aufrichtigkeit war, die Ada an der Tante bewunderte, konnte sie nicht umhin Tante Cordy zu beneiden, die in wohldosierten kurzen Schauspieleinlagen dafür zu sorgen wusste, dass der gut-

mütige Sir August nur gesellschaftliche Verpflichtungen wahrnahm, zu denen Tante Cordy wirklich gehen wollte – und die Hochzeit von Eddy mit Lady Caroline hatte nicht dazugehört, da es sich dabei vor allem um eine Demonstration der neuen unbedingten Freundschaft von Lady Adriana und Lord Albert, zweiter Earl of Tressack, gehandelt hatte; Braut und Bräutigam waren zweitrangig gewesen, was Lady Polmassick, die ihre sieben Jahre jüngere Schwester nur zu gut kannte, offenbar vorhergesehen hatte.

„Und?“ fuhr Tante Cordy in verschwörerischem Tonfall fort und hakte Ada unter, als sie hinter Lady Adriana am Arm des Baronets und mit dem schweigsamen Cuddy als Nachhut die große Halle von Pentewan House betraten. „Freust du dich darauf, die Ankunft von Roberts Schiff in Plymouth zu erleben?“

Ada nickte und war drauf und dran hinzuzufügen: ‚Alles, was Mutter davon abhält, die Vorbereitungen für meine Hochzeit mit Dick dem Ekel voranzutreiben.‘ Tante Cordy schien diese Regung gespürt und in eine ähnliche Richtung gedacht zu haben; denn sie ergänzte so leise, dass Lady Adriana es nicht hören konnte: „Vielleicht findet sich dort ja ein geeigneter Ersatz für Penryn; wie wäre es etwa mit einem Kapitän oder Offizier aus der Marine Seiner Majestät?“

Ada nickte wieder und fühlte sich nicht im Mindesten ertappt; Tante Cordy wusste sehr gut, wie schrecklich eine arrangierte Heirat sein konnte. Eine ihrer Freundinnen aus Kindertagen, eine Baroness, hatte einen auf den ersten Blick mehr als perfekten Viscount geheiratet, weil es die Eltern so arrangiert hatten; es war jedoch kein halbes Jahr vergangen, bis der Ehemann seine Frau ganz offen mit mehreren Hausmädchen betrog und zunehmend schlechter behandelte, bis sie sich schließlich gezwungen sah, zu einer entfernten Verwandten nach Schottland zu fliehen, um mit dem Rest ihrer geistigen und körperlichen Gesundheit davonzukommen.

Ada hatte diese Geschichte mehr als einmal und aus den unterschiedlichsten Quellen gehört; sie hatte sich, zusammen mit der skandalösen Sache von Sophie und der Reise nach Gretna Green, in ihrem Kopf zu einer Art Abenteuerroman zusammengesetzt und ihr Bild von Ehe und Liebe geprägt, wenn nicht gar nachhaltig beeinflusst und die Angst vor Dick Penryn noch vergrößert.

Die Tante schien das zu ahnen; auch sie war mit fünfzehn Jahren vor den Altar getreten und hatte ihren Ehemann nie wirklich geliebt, höchstens zu schätzen gelernt. Immerhin war der Baronet auch in jüngeren Jahren ein eher geduldiger und nachsichtiger Mann mit viel Rücksicht auf weibliche Launen und Befindlichkeiten gewesen, sodass die zwanzig Jahre Altersunterschied kaum ins Gewicht fielen, sah man mal von der Kinderlosigkeit und dem dadurch drohenden Verfall des Titels ab.

„Ich habe Sabine gebeten, dir als Kammerzofe zur Hand zu gehen“, sagte Tante Cordy mit klarer Stimme, als sie im Westflügel des Hauses angelangt waren, wo sich größere Zimmer für Gäste befanden als die zwei kleineren im Ostflügel. „Adri“, wandte sie sich mit einem gewinnenden Lächeln an ihre Schwester, „für dich wird meine treue Glenda zur Verfügung stehen, wie bei deinem letzten Besuch. Cedric, wenn du einverstanden bist, werde ich dem jungen Fitzroy auftragen, dir als Bursche auszuhelfen.“

Ceddy nickte und erwiderte das verstohlene Zwinkern der Tante, das außer ihm nur Ada auffiel; der junge Fitzroy, der mit Vornamen James hieß, war so etwas wie eine zweite Ausgabe von Charly Tremayne – nur, dass sein Vater ein Herzog aus der nahen Grafschaft Somerset und seine Mutter eines von dessen Serviermädchen gewesen war. Bevor Ada in ihr Zimmer – das mit der schönen Rosentapete und den rosaroten Stoffen an den Fenstern und Möbelstücken – trat und Lady Polmassick sich verabschiedete, sah sie den jungen Jamie Fitzroy in die westliche Galerie treten und Ceddy die Tür zum blau ausgekleideten Herrenzimmer an der nordwestlichen Ecke des Hauses öffnen. Obwohl sie es nicht sehen konnte, war sich Ada sicher, dass Ceddy dem gleichaltrigen Jamie hinter der geschlossenen Tür und ohne Furcht vor Lady Adrianas kritischem Blick, sehr herzlich die Hand schütteln und danach ein angeregtes Gespräch über Lachsforellen, Waldvögel oder die Jagdhunde von Pentewan beginnen würde.

Bei all ihren früheren Besuchen bei Tante Cordy und Sir August hatten die beiden sich – sehr zu Lady Adrianas Missfallen – wie enge und gleichrangige Freunde verhalten, waren zusammen in Wiesen und Wäldern umhergestromert und hatten sogar hin und wieder Ada mitgenommen, wenn sie nicht gerade zusammen auf der großen Wiese vor dem Gartenpark von Pentewan unter den strengen Augen der Mutter spielten.

Vielleicht war es dieser vertraute Umgang mit Jamie gewesen, der Lady Adriana dazu bewogen hatte, in den letzten drei Jahren immer ohne Ada nach Pentewan zu reisen. Ob sie befürchtete, dass Ada sich in den hübschen Blondschoopf verliebte? Wusste sie, welche Gefühle Ada für ihren Kindheitsfreund Charly Tremayne hegte und wovon sie im Geheimen träumte? Oder war ihr auch das gleichgültig, so wie ihr alles gleichgültig war, das mit Ada zu tun hatte – solange es nicht um die möglichst lukrative Wahl ihres Ehemanns ging?

Ada ließ sich auf das aus dunklem Rosenholz gearbeitete Himmelbett mit den rosarot und weiß gemusterten Rosenvorhängen fallen und schloss die Augen. Sofort sah sie die blitzenden Augen von Charly vor sich, während dahinter – wie der Schatten eines bald bevorstehenden Unwetters – das Piratengesicht von Dick dem Ekel auftauchte.

Schauernd riss Ada ihre Augen wieder auf und starrte mit feuchtem Blick an die rotbraune Himmelsdecke des Bettes, als ein leises Klopfen an der Tür sie aufschreckte. Es war Sabine, eines von Sir Augusts Serviermädchen, das auf ihren „Herein!“-Ruf in das Gemach trat und behutsam die Tür hinter sich schloss.

„Ich bin Sabine, Mylady“, sagte die etwas pummelige junge Frau, die vielleicht fünf bis sechs Jahre älter war als Ada selbst. „Ich bin während Ihres Aufenthalts für Sie da.“

„Danke, Sabine“, antwortete Ada und richtete sich auf. „Ich erinnere mich an dich; ist deine Mutter nicht die Köchin meiner Tante?“

Sabine nickte und öffnete dann die Tür, damit Ben der Hausdiener Adas Reisekoffer ins Zimmer tragen und neben dem in die Wand eingebauten Schrank abstellen konnte. Er nickte Sabine knapp zu, bedachte Ada mit einem verstohlenen Blick, den sie mit einem freundlichen Lächeln beantwortete, und verschwand.

„Jamie Fitzroy sagte“, begann Sabine beiläufig, während sie Adas Wäsche einräumte, „dass Mylady mit ihrem Bruder und der Schwester von Lady Polmassick auf dem Weg nach Plymouth ist?“

„Das ist richtig“, bestätigte Ada lächelnd und rutschte vom Bett, um an eines der hoch aufragenden gotischen Fenster zu treten, aus denen sie in den Rosengarten unterhalb der Westseite von Pentewan House blicken konnte. „Mein zweitältester Bruder Bobby ist bei der Marine. Lord Robert Trevelyan, du hast vielleicht...?“

„Aber ja!“ nickte Sabine. „Man nennt ihn ‚Pretty Bobby‘; ist er wirklich so hübsch?“
„Jedenfalls hübscher als manch anderer“, erwiderte Ada schauernd, da sie bei diesen Worten unwillkürlich an das Piratengesicht von Dick dem Ekel denken musste. „Fast zwei Jahre lang habe ich Bobby nicht gesehen. Er wird Anfang September mit seinem neuen Schiff *Indomitable* in Plymouth zurückerwartet.“

„*Indomitable*?“ wiederholte Sabine nachdenklich. „Das muss eines von den Franzosen sein. Wir lesen jede Ausgabe der *Naval Gazette*, seit wir im Krieg mit den Froschfr... äh, Revolutionären sind. Den Namen *Indomitable* habe ich da noch nie gelesen.“

Ada nickte bestätigend und spürte, dass sie in Sabine einen würdigen temporären Ersatz zu Izzy hatte, da Charlys Schwester auf Trevelyan zurückgeblieben war. Vorsichtig hakte Ada nach, wen Sabine mit ‚wir‘ gemeint hatte, und erfuhr, dass das Mädchen in den schlaksigen Jamie Fitzroy verliebt war, der sich um die Jagdhunde von Sir August kümmerte, im Pferdestall und bei allerlei Handarbeiten in Haus und Garten aushalf.

Kurz war Ada versucht, von Jamie einen Bogen zu Charly Tremayne zu schlagen; aber sie war hier nicht zuhause und – so sympathisch Sabine auch war – sie wusste nicht, ob das Mädchen auch mit Izzys Loyalität und Verschwiegenheit gesegnet war. So behielt sie ihre Gedanken für sich und wandte das Gespräch schon bald unverfänglicheren Themen zu: der neuesten Londoner Mode, Gesellschaften in Cornwall und angrenzenden Grafschaften sowie den seit diesem Jahr beliebt gewordenen *Veal Sandwiches*.

Als es zum Nachmittagsteeläutete, verwunderte es Ada nicht, dass Tante Cordy zum feinen Darjeeling für die Damen und kräftigerem Assam für die Herren Sandwiches mit Gurke und Kresse, mit Thunfisch und Ei sowie mit Kalbsfleisch und Pickles reichte.

Nach dem fünfgängigen Dinner, das von einem von Sir August persönlich erlegten Rehbraten gekrönt wurde, entschuldigte sich Ada auf ihr Zimmer und sank sogleich in einen unruhigen Schlaf, aus dem sie mehrmals aufschreckte; nun war es nicht mehr die schreckliche Szene im Keverne-Garten oder die Begegnung an der Gunwallow-Mine. Sie sah Dick Penryn nun Seite an Seite mit Bobby von Bord eines Schiffes kommen und sie vor aller Augen küssen – mitten auf den Mund, was seinen Anspruch besiegelte!

Cudmere Lodge bei Tideford, Juli 1799.

Der Abschied von Tante Cordy und Sir August war vergleichsweise kurz gewesen. Für **Ceddy** blieb jedoch nicht nur das gemütliche Pentewan House zurück, sondern auch die vielen angeregten Gespräche mit Jamie Fitzroy. Dieser hatte ihm gleich bei seiner Ankunft berichtet, dass die Lachsforellen in diesem Jahr besonders zahlreich und meist an ihrer geheimen Stelle oberhalb der alten Steinbrücke zu finden waren.

Leider war keine Zeit gewesen, um die Angel auszuwerfen; Lady Adriana hatte zur Eile gedrängt und war nur die eine Nacht im Hause ihres Schwagers geblieben. Vermutlich lag es daran, dass bereits Gerüchte die Runde machten, dass der Sieg in der Schlacht am Nil vor fast einem Jahr mehrere namhafte Beförderungen für die teilgenommenen Marineoffiziere nach sich zog; allein Konter-Admiral Nelson hatte neben dem neuen Titel eines ‚Baron Nelson of the Nile‘ auch mehrere Ehrungen und Lobbekundungen aus dem Ausland erhalten – allen voran vom König von Neapel, vom russischen Zar und sogar vom Sultan des Osmanischen Reiches.

Ceddy ahnte, dass seine Mutter darauf hoffte, in dieser euphorischen Stimmung, die England seit der Nachricht vom Sieg der Mittelmeerflotte über die Marine unter dem Befehl Napoleon Bonapartes ergriffen hatte, auch den einen oder anderen Vorteil für Bobby und für sich selbst herauschlagen zu können.

Für einen richtigen Adelstitel würde es wahrscheinlich nicht reichen; aber von einem Ersten Lieutenant, der als stellvertretender Kapitän eine Prise nach England segeln durfte, war der Weg nicht mehr besonders weit bis zum richtigen Kapitän – zumal, wenn die Prise in die englische Flotte eingegliedert wurde.

Während der stundenlangen Fahrt mit der gut gepolsterten Reisekutsche des Vaters war Ceddy immer wieder kurz davor einzuschlafen. Anders als Ada konnte er bei der immer leicht schaukelnden Fahrt mit Rücksicht auf seinen Magen nicht lesen, sondern nur Konversation machen oder aus dem Fenster blicken.

Lady Adriana ging es genauso, sodass Ada ganz in Ruhe in einem Buch lesen konnte, das Cedly als die rührselige, wengleich tragische Geschichte eines jungen Mannes namens Werther erkannte. Sein Hauslehrer Mister Melville, den Cedly unbeobachtet mit Paddy ansprach, hatte vergeblich versucht, ihn für das Geschreibsel jenes, in den letzten Jahren zunehmend beliebter gewordenen deutschen Dichters zu begeistern.

Womöglich lag es daran, dass Melville genau wie Cedly selbst gewisse Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache hatte; oder es war die Schuld der englischen Übersetzung. Jedenfalls hatte Cedly sich nach ein paar wenigen Kapiteln geweigert weiterzulesen, wie es mit Werther und seiner Lotte weiterging.

Ada hingegen las das deutsche Original mit einer beinahe beängstigenden Begeisterung; aber sie war ja auch ein Mädchen und damit prädestiniert für romantische Schwärmerien und die teils schwülstigen Liebesbekundungen, die dieser Johann Wolfgang von Goethe zu Papier gebracht hatte.

Außerdem war Ada sehr begabt für Sprachen, während Cedly wie seine beiden Brüder nur ein wenig Deutsch und Italienisch gelernt hatte, um bei Konzertveranstaltungen nicht dauernd die Nase ins Libretto stecken zu müssen, wie Lady Adriana, die seit eines mehrjährigen Aufenthalts in Florenz fließend Italienisch sprach, gefordert hatte.

Kurz bemühte sich Lady Adriana darum, Cedly auf seinen bevorstehenden Aufenthalt in Plymouth einzuschwören, bei dem er sich immer bewusst sein müsse, wer er sei und dass er zwar der jüngere Bruder eines Seehelden aus der Schlacht am Nil, aber eben nur der Bruder sei.

Cedly hatte stumm genickt und sich bemüht wegzuhören, während Adas Blick über dem aufgeschlagenen Buch mitfühlend gewesen war. Nur mit Mühe hatte Cedly es bei den zwei halbstündigen Pausen geschafft, sich möglichst weit entfernt von der Mutter in den Schatten eines Baumes zu setzen – vorgeblich aus Rücksicht auf ihren weiten Reifrock, der während der Fahrt fast die ganze Kutsche füllte und ihr den besseren Platz auf der gesamten Bank in Fahrtrichtung gewährte, während Cedly neben Ada, die nur ein schlicht fallendes Reisekleid trug und kaum Raum einnahm, auf der Bank mit dem Rücken zum Kutschbock sitzen musste.

Jack Maynard, der seit etwa drei Jahren als Kutscher auf Trevelyan angestellt war und seinen Vater Jim beerbt hatte, war immerhin so umsichtig gewesen, auch Ada unter irgendeinem Vorwand einen guten Sitzplatz zu finden, nachdem er Lady Adriana auf die mitgeführten Samtkissen unter einem kleinen Sonnzelt bugsiert hatte.

Die Hitze des Sommertages nahm nach der Mittagspause, die sie auf einer Lichtung an einem kleinen Bach verbracht hatten, noch weiter zu, sodass Cedly die leichten Gurke- und-Kresse-Sandwiches, die Tante Cordys Köchin ihnen vorbereitet hatte, im Nu ausgeschwitzt hatte und am liebsten kopfüber in den Bach gesprungen wäre.

Aber die Zeit drängte. Lady Adriana hatte per reitenden Boten von der Admiralität in Plymouth die Nachricht erhalten, dass Bobbys Schiff nach dem ungeplant langen Aufenthalt in Lissabon nun bereits den Golf von Biskaya erreicht hatte und mit gutem Wind vor der französischen Atlantikküste nach Norden segelte. Es verstand sich von selbst, dass sie in Plymouth sein mussten, wenn die mit vierundsiebzig Kanonen bestückte *Indomitable* in den Hafen kam.

Lady Adriana war es nicht leid geworden, immer wieder zu betonen, dass Bobby wohl damit rechnen dürfe, in Kürze zum Kapitän ernannt und mit der Führung der neu in die englische Flotte aufgenommenen *Indomitable* beauftragt werden würde.

Sie hoffe, ihn als Teil der Kanalflotte in ihrer Nähe zu wissen; aber womöglich schickte man ihn nach seinem kurzen Besuch auch nach Westen: zur Verstärkung von Marquess Cornwallis, der die Rebellion in Irland – nach der vereitelten französischen Invasion zwei Jahre zuvor und der daraus resultierenden verschärften Okkupation durch englische Truppen – langsam aber sicher in den Griff bekam; zu den Fregatten unter dem Befehl von Sir Edward Pellew, die vor der französischen Küste patrouillierten; oder gar weit über den Atlantischen Ozean hinein in die tropisch-heißen und Malaria-versuchten Gefilde der Westindischen Inseln.

Über seine Gedanken und die krampfhaft ablenkende Schaukeln der Kutsche war Cedly gar nicht aufgefallen, dass sie längst die breitere Straße erreicht hatten, die sich im Westen von Plymouth bis zur Fähre von Saltash durch die sommerliche Landschaft wand. Erst als Jack die beiden Schwarzen zügelte und mit einem „Hey-da!“-Ruf das Tor

in der Einfahrt von Cudmere Lodge öffnen ließ, schrak Ceddy auf und gewahrte mit ein wenig Überraschung, dass sie ihr heutiges Tagesziel erreicht hatten.

Erleichtert sah er, wie die Kutsche durch das hohe schmiedeeiserne Tor rollte und nach einigen hundert Metern auf der schnurgeraden Einfahrt, die beiderseits von penibel geschnittenen Zierhecken gesäumt war, endlich vor dem Haupthaus anlangte.

Sir Arthur Keyne, der vierte Baronet of Cudmere, war ein Onkel Lady Adrianas und seit dem Tod seiner geliebten Frau Lady Dorothea, einer geborenen Baroness Trehan, ein vor der Zeit gealterter Mann. Da seine Ehe kinderlos geblieben war und er auch nach acht Jahren noch immer um Lady Dorothea trauerte, die bei einem unglückseligen Unfall mit dem Pferd ums Leben gekommen war, war Sir Arthur schwermütig geworden.

Dementsprechend war das Innere von Cudmere Lodge beinah ganz in dunklen Braun- und Blautönen gehalten, was Ceddy nichts ausmachte, aber Ada sichtbar zusetzte. Sie schauderte, als sie die obere Galerie betraten, deren Stirnseite – genau wie der Salon in der Nordecke des Hauses – von einem überlebensgroßen Porträt Lady Dorotheas beherrscht wurde, an dem ein schwarzer Trauerflor hing.

„Hier beginnt man unwillkürlich an Geistergeschichten zu glauben“, murmelte sie, als sie sich unter dem Porträt nach links wandten und den Ostflügel betraten, wo man ihre Zimmer vorbereitet hatte.

„Rede keinen Unsinn, Adeline“, kam es knapp und scharf von Lady Adriana, die wie immer kein Verständnis oder Mitgefühl für ihre einzige Tochter erübrigen konnte. „Ich habe es ja immer gesagt, du solltest keine dieser schrecklichen Schauergeschichten mehr lesen; das ist nicht gut für eine junge Lady. Und das werde ich Miss Heyworth bei unserer Rückkehr auch sofort mitteilen lassen.“

Ceddy sah, wie Ada im Rücken der Mutter die Augen verdrehte und kurz einen Schmollmund zog. Er musste ein Grinsen unterdrücken; bestimmt würde seine kleine Schwester es irgendwie schaffen, diese Anweisung von Lady Adriana zu umgehen und dabei dafür zu sorgen, dass die Schuld nicht auf die Hauslehrerin Miss Geraldine Heyworth fallen würde.

Er ahnte, dass Charly Tremayne und Izzy dabei eine nicht allzu tatenlose Rolle spielen würden. Ada verstand es immer noch, Charly um den Finger zu wickeln, auch wenn sie

dies niemals böswillig ausnutzen würde. Da war sie ganz anders als ihre Mutter, für die ein Tag erst erfüllt war, wenn sie mindestens eine Sache zu ihrem eigenen Vorteil oder dem ihres Lieblingssohnes ‚Pretty Bobby‘, wie ihn die *Naval Gazette* titulierte, erreicht hatte. Nicht, dass sich Caddy wünschte, an Bobbys Stelle zu sein; aber ein wenig von der Zuneigung, die Lady Adriana ihrem zweitgeborenen Sohn und – zu einem kleineren Teil – dem Titelerben Edward entgegenbrachte, hätte er manchmal schon gern gehabt. „Wir sehen uns gleich beim Dinner“, sagte Lady Adriana und wies Ada dann an, das nur wenig vornehme hellrosa Kleid anzuziehen, in dem sie jünger aussah als ihre fast fünfzehn Jahre, was Ada prompt zu einem Widerspruchsversuch anstachelte, der von Lady Adriana sofort und ohne Umschweife abgeschmettert wurde.

Caddy ahnte, dass dies aus höflicher Rücksicht auf Sir Arthur geschah, der seine Frau stets in elfenbeinfarbener Seide gesehen hatte und es nicht mehr ertragen konnte, ein anderes weibliches Wesen in dieser Farbe zu sehen. Und in Adas Reisegarderobe gab es außer dem rosa Mädchenkleid nur Kleidung in Elfenbeinfarbe, wenn man von ihrer in cremegelb und rot gehaltenen Ballrobe absah, die sich gut zu marineblauer Uniform machte und für den Marine-Ball bestimmt war, zu dem sie in Plymouth gehen würden.

An Bord der *Indomitable*, Mai 1799.

Die Arbeit war mühsam, aber **Jean** war dankbar, dass er sich beschäftigen konnte. In all den Tagen, Wochen und Monaten, die sie nun schon als Gefangene an Bord der *Indo* verbracht hatten, war er – trotz der Hitze und des Stöhnens ringsum – nur nicht wahnsinnig geworden, weil er arbeiten konnte. Mit dem Schnitzmesser bearbeitete er nun schon seit mehr als zwei Stunden den kleinen Hammelknochen, den er von seiner überschaubaren Tagesration Fleisch übrigbehalten hatte. Es war nun bereits der fünf- undzwanzigste Knochen, den er auf diese Weise bearbeitete.

Bei der Arbeit konnte er sich gut ablenken vom Leid um ihn herum und von der bösen Erinnerung an die verlorene Schlacht. Die Engländer hatten die Bucht von Aboukir und schließlich auch Alexandria eingenommen, wie er durch das Belauschen der Wachen erfahren hatte. Danach war ein Teil der englischen Flotte nach Neapel aufgebrochen, während die *Prisen*, zu denen auch die *Indo* als Gefangenentransport gehörte, nach Westen geschickt worden.

In Gibraltar hatten sie neben der *Tonnant* Halt gemacht, weil der Kapitän, Lord Robert Trevelyan, neue Verpflegung an Bord nehmen wollte, um danach ohne Pause um die Iberische Halbinsel herum nach Norden segeln zu können. In Frankreich würde er selbstverständlich nicht an Land gehen können und Nahrungsmittel für die zwanzigköpfige Mannschaft, seinen einzigen Offizier am Steuerruder und die zweihundertachtundfünfzig französischen Gefangenen kaufen. Vielleicht würde ein Zwangshalt notwendig sein, um Trinkwasser zu besorgen; aber auch das würde ‚Pretty Bobby‘, wie er von seinen Landsmännern genannt wurde, nur im äußersten Notfall tun.

Ein ungeplant längerer Aufenthalt im Hafen von Lissabon hatte einerseits die kranken Gefangenen aussortiert und in ein Gefängnis an Land verbracht, aber auch viele neue Gefangene von anderen Schiffen wie der *Tonnant* oder der *Spartiate* an Bord der *Indo* gebracht, sodass sie nun mit Seeleuten aus drei verschiedenen Besatzungen weiter in den Norden segelten.

Über Savigny und Kapitän Trudeau, die wie Jean selbst ein wenig Englisch verstanden, war den Gefangenen mitgeteilt worden, dass die Reise tatsächlich nach Plymouth ging. Lord Robert Trevelyan hatte den Befehl erhalten, Schiff und Gefangene in die Hafenstadt zu bringen, die Jean bisher nur aus Seekarten kannte. Da ‚Pretty Bobby‘ aus Cornwall stammte, hatte er diesen Auftrag mit Freuden angenommen; verschaffte es ihm doch die Möglichkeit, seine Familie früher als erwartet wiederzutreffen, zumal die Reise von Cornwall nach Plymouth in wenigen Tagen zu vollenden war.

Jean beneidete den Engländer, der kaum dreieinhalb Jahre älter sein konnte als er und schon zum dritten Mal als stellvertretender Kapitän – die Engländer nannten es ‚Acting Captain‘ – ein Schiff führen durfte; in diesem Fall sogar ein Kriegsschiff dritten Ranges mit vierundsiebzig Kanonen an Bord. Jean hatte gehört, dass ‚Pretty Bobby‘ zuvor mit der *HMS Eucleia*, einer 64er, im westlichen Mittelmeer unterwegs gewesen war.

Bei ihrem Ausbruch aus dem blockierten Hafen von Toulon waren sie der *Eucleia* und ihren Schwesterschiffen begegnet, hatten sie im Schutz von Dunkelheit und Seenebel passiert und waren an Korsika, Sardinien und Sizilien vorbei nach Malta entkommen. Dort hatte General Napoleon Bonaparte, der den Feldzug anführte, die Stadt Valletta in weniger als sechs Stunden eingenommen, bevor er – eine Besatzung von dreitausend Mann unter dem Kommando von Belgrand des Vabois zurücklassend – sein eigentliches Ziel Ägypten angesteuert hatte.

Während Jean weiterschnitt und sich unter seinen geschickten Händen nach und nach die Form eines kleinen Kammes abzeichnete, wie er von Frauen und Mädchen im Haar getragen wurde, hing er weiter seinen Gedanken nach.

Irgendwie waren sie in die Schlacht hineingeschlittert; sie hatten den Engländern nicht zugetraut, dass sie ohne Zögern zum Angriff übergehen würden. Gegen vier Glasen in die Nachmittagswache hinein hatte der Ausguck zum ersten Mal feindliche Segel über dem Horizont gesichtet.

Wenige Momente später meldete auch die nahebei segelnde *Heureux*, dass die britische Flotte etwa neun Seemeilen vor dem Eingang zur Bucht von Aboukir läge; nur elf britische Schiffe, hieß es. Leider hatten sie die *Alexander* und die *Swiftsure* übersehen, die drei Seemeilen weiter westlich gerade außer Sicht waren und von ihrem Beobach-

tungsauftrag vor Alexandria zurückkehrten. Ein weiteres feindliches Schiff, das ein Handelsschiff im Schlepp hatte, wurde wenig später entdeckt.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Admiral Brueys bereits Signal gegeben, dass sich alle seine Kapitäne unverzüglich zur Lagebesprechung an Bord der *Orient* einfinden sollten; dazu ging das Signal an die in der Nähe befindlichen Landgänger, zu denen auch Jean und Balmotte gezählt hatten, sich auf dem schnellsten Wege zurück auf ihre Schiffe zu begeben. Leider war ein Großteil der Männer noch zu weit von der Küste entfernt, um die Signale zu sehen; Savigny hatte erobert berichtet, dass viele Landgänger bis zum Beginn der Schlacht nicht zurückgekehrt waren, weshalb der Admiral die Besatzungen der Fregatten dezimierte, um seine Schlachtschiffe ausreichend bemannen zu können. Es grenzte geradezu an ein Wunder, dass die nicht eingespielten neuen Crews überhaupt auch nur eine einzige Kanone abzufeuern verstanden hatten. In den flachen und teils tückischen Gewässern der Bucht von Aboukir hätte es sie wohl nur gerettet, dass tatsächlich einige der unglücklicheren englischen Schiffe auf Grund liefen und so nicht ins Kampfgeschehen eingreifen konnten, als die Schlacht begann.

Jean erinnerte sich noch gut, wie gegen acht Glasen der Nachmittagswache zu Beginn der vierten Tagwache – von den Seeleuten auch Plattfußwache genannt – plötzlich das Signal zum Segelsetzen gegeben worden war. Was auch immer Brueys damit bezweckte, der Wind machte seinem Plan ein Ende. Die Konter-Abteilung lag ungünstig zum Wind und würde nicht so einfach in die Schlachtordnung finden, zumal sie durch die Engländer, die in geordneter Reihe näher und näher kamen, leicht vom Rest der Flotte getrennt werden konnte.

Von Kapitän Trudeau hatte Jean vor kurzem erfahren, dass General Bonaparte noch in Toulon den Befehl gegeben hatte, die britische Flotte keinesfalls direkt anzugreifen, wenn es irgendwie zu vermeiden war.

In der Bucht von Aboukir aber war die Lage nur noch verzwickt zu nennen, da sich bereits die Dämmerung, die in diesen Breiten sehr schnell, fast schlagartig kam, herabsenkte. Eine Schlacht im Dunkel der Nacht war auf keinen Fall etwas, das ein Admiral bevorzugte – schon gar nicht gegen Nelsons Flotte.

Zwei englische Schiffe, die der kleine Léon mit seinen scharfen Augen als *HMS Zealous* und *HMS Goliath* erkannte, hatten sich gegen drei Glasen in die Plattfußwache hinein unter vollen Segeln vor die weiterhin bedrohlich nahende englische Flotte gesetzt und waren kaum eine Stunde später, kurz vor fünf Glasen in die Plattfußwache, nah genug, dass ihre beiden führenden Schiffe *Guerrier* und *Conquérant* das Feuer auf den drohenden Feind eröffnen konnten.

Die ersten Schüsse gingen ins Leere, über die beiden englischen Schiffe hinweg; erst als die *Goliath* plötzlich nach Backbord wendete und das Feuer gegen die unvorbereitete Backbordseite der *Guerrier* erwiderte und durch die doppelte Breitseite erheblichen Schaden anrichtete, begann die Schlacht, die alles in allem fast zehn Stunden dauerte. Vom Vorschiff der *Indo* aus hatte Jean mit ansehen müssen, wie die Vorhut gegen zwei Glasen in die Abendwache von den Engländern zur Kapitulation gezwungen wurde. Zu diesem Zeitpunkt hatte die tapfere *Guerrier* längst alle ihre Masten eingebüßt und wies erhebliche Schäden auf, während ihr ärgster Gegner – die *Zealous* – kaum berührt worden war. Dennoch hatte die Mannschaft der *Guerrier*, die eigentlich nur noch ein Wrack war, bis zuletzt gekämpft und aus allen noch verfügbaren Rohren geschossen. Für die *Conquérant* war die Sache deutlich schneller erledigt gewesen; schon nach nur etwa anderthalb Stunden hatten die *Goliath* und ein weiteres feindliches Schiff alle drei Masten heruntergeholt und das stolze Schiff manövrierunfähig gemacht. Der tödlich verwundete Kapitän Dalbarade hatte daraufhin die Flagge eingeholt und sich der britischen Entermannschaft ergeben.

Kurz zuvor hatte Jean die erste Breitseite des mittleren Teils der englischen Ordnung durch die Takelage pfeifen hören, während sie wie befohlen vor dem Flaggschiff *Orient* und der ihr folgenden *Tonnant* blieben, nachdem die vorausfahrende *Peuple Souverain* ebenfalls von zwei Gegnern eingekesselt unter Beschuss geraten war und Vor- und Großmast eingebüßt hatte.

In westlicher Richtung, gerade außerhalb des Gefechts zwischen den beiden Flotten, die sich zwei zu eins gegenüberstanden, war überdies die angeschlagene *Serieusé* auf Grund gelaufen und gesunken, während die Überlebenden in den Ruderbooten das

Ufer zu erreichen versuchten und die gebrochenen Masten mahndend in den Nachthimmel ragten.

Dies war der Zeitpunkt gewesen, ab dem Jeans Erinnerung zu verschwimmen begann. Plötzlich waren überall Segel und das Blitzen von Mündungsfeuer. Jean glaubte, noch immer das Donnern der Kanonen hören zu können, schmeckte den schwefelhaltigen Pulverdampf, der auf der Haut und in den Augen brannte, und er spürte die Erschütterungen, wann immer eine Breitseite abgefeuert wurde. Ihm war, als ob er wieder bei seiner Kanonencrew auf dem unteren Kanonendeck stehen und seine Befehle brüllen würde, während ihn der heiße Rauch im Rachen kratzte.

Die folgenden Ereignisse waren nur neblige Schatten vor einem Gewitter aus Feuer und Rauchschwaden, während der Kanonendonner in Jeans Ohren dröhnte, als er die ihm unterstellten Crews zum Feuern aus allen Rohren anwies und, wie Savigny über ihm auf dem oberen Kanonendeck, nach der zweiten Breitseite das Feuer freigab.

Ihr Gegner, irgendeine wendige und gut bemannte 74er der Engländer, war jedoch auf keinen Fall leicht zu erlegen; vielmehr leistete er verbissen Widerstand und schaffte es gleich mit seiner ersten Breitseite, die Takelage vom Großmast so zu treffen, dass alle Rahen unkontrolliert umher schwankten. Ein Treffer gegen das mittlere Stück des Großmastes gerade unterhalb der Marsenplattform hatte nicht nur den Mast, sondern auch alles stehende und laufende Gut auf das Deck herabregnen lassen.

Jean hörte Malmassey schreien, der auf dem oberen Kanonendeck am anderen Ende die Crews befehligte, während der junge Balmotte als vierter Lieutenant unter ihm am anderen Ende des unteren Kanonendecks seine Leute antrieb. Die Schreie des zweiten und vierten Lieutenants wurden jedoch schlagartig zu Schmerzensschreien, bevor Jean nur noch Balmotte hören konnte, der lauthals jammerte, während von Malmassey nur noch ein schwaches Röcheln zu vernehmen war, das kurz darauf ganz verstummte.

Jean nahm wahr, dass sich der junge Balmotte sein Halstuch um den Oberarm schlang und dann zu Jean herüber gestikulierte, um die Verteilung der Kanonen auf dem Deck neu zu ordnen – jetzt, da Malmassey tot war, musste Balmotte einen Teil seiner Leute übernehmen und vier Kanonencrews an Jean abtreten.

Zum Zeichen, dass er verstanden hatte, hob Jean den rechten Arm und nickte dazu, als ein erneuter Treffer ihrer Gegner das ganze Schiff erzittern ließ. Im nächsten Moment zersplitterte die Bordwand an der Stelle, unter der Balmotte stand. Jean sah den toten Körper von Malmassey fallen und neben dem vierten Offizier auf die Decksplanken klatschen wie ein toter Fisch. Aber es war kein Schreckensschrei, den Balmotte von sich gab; vielmehr ging er mit einem noch lauterem Jammern als zuvor zu Boden.

Jean sah, wie sofort zwei Mann von der nächsten Kanonencrew, die den Einschlag überlebt hatten, zu Balmotte stürzten und mithilfe ihrer Halstücher die heftige Blutung am Unterschenkel des vierten Offiziers zu bändigen versuchten, bevor sie ihn mühsam aufhoben und zwischen den noch immer rückstoßenden Kanonen, aus denen Jean und Savigny über ihm feuern ließen, zum Vorschiff trugen, wo der Schiffsarzt das Lazarett eingerichtet hatte.

Jean sah ihnen nicht nach, da er pflichtbewusst den englischen Gegner im Auge behielt und durch die nächstliegende Stückpforte hinausspähte. Glücklicherweise sah er, dass sich der Angreifer entfernte. Doch zum Aufatmen war es zu früh: Ein großer Schatten kam im Nebel aus Pulverdampf heran, größer als alles, was Jean je zuvor gesehen hatte. Angst packte ihn; hatten die Engländer ein Titanenschiff gebaut?

Als die Nebelschwaden sich zu lichten begannen, erkannte Jean seinen Irrtum. Es war die *Orient*, ihr eigenes Flaggschiff, das durch den Nebel verstärkt weitaus größer und bedrohlicher gewirkt hatte. Augenblicklich befahl er seinen Männern, zu denen nun die gesamten Crews des unteren Kanonendecks gehörten, weil Savigny als erster Offizier das Oberdeck übernommen hatte, das Feuer einzustellen.

„Devreux!“ hörte er Savigny von oben rufen. „Wie ist die Lage?“

„Zwanzig tot“, meldete einer der Kanoniere neben Jean und klang dabei nicht traurig, nur ein bisschen außer Atem. „Und fünfunddreißig verwundet, Bürger Lieutenant.“

Jean nickte und gab die Zahlen an Savigny hinauf, der seinerseits an Kapitän Trudeau berichtete und umgehend den Befehl erhielt, die Kanonendecks aufzuräumen und so schnell wie möglich erneute Feuerbereitschaft sicherzustellen.

Jean schickte den klein gewachsenen aber umso flinkeren Schiffsjungen Léon aus, um neue Pulverkartuschen aus dem Pulvermagazin zu holen und dann beim Aufstapeln neuer Kugeln neben den Geschützen zu helfen.

Sie waren gerade fertig geworden, als Jean draußen vor der Stückpforte Mündungsfeuer von einer Breitseite aufblitzen sah. Doch es war nicht die *Indo*, die vom Gegner unter Beschuss genommen wurde, sondern die *Orient*...

„Das sieht gut aus“, hörte Jean plötzlich eine Stimme neben sich. Im ersten Augenblick glaubte er, dass es der kleine Léon war; doch die Worte waren mit Akzent gesprochen worden und außerdem klang die Stimme älter als die des tapferen blondgelockten Schiffsjungen, der in der Schlacht schwer verwundet worden und noch vor dem Sieg der Engländer gestorben war, wie Luc der Bootsmann Jean mitgeteilt hatte; auch er hatte den flinken Jungen ins Herz geschlossen und verstoßen ein paar Tränen um ihn und die fast dreihundert Toten an Bord der *Indo* verdrückt.

„Darf ich das bitte mal sehen?“ hörte Jean die Stimme fragen, die ihn nun vollends aus der Erinnerung riss und zum Aufschauen nötigte.

Es war ein britischer Offizier, der Uniform nach zu urteilen der erste Lieutenant, der zwar keine Epauletten, dafür aber eine rote Schärpe quer über den Oberkörper trug und somit wohl als stellvertretender Kapitän der *Indo* fungierte. Er streckte seine Hand aus, nicht durch die Barriere, die sie von einander trennte, aber so dicht, dass Jean das kleine Stück Knochen, an dem er geschnitzt hatte, hineinlegen konnte.

„*That is really good*“, sagte der hochgewachsene Mann und betrachtete den filigranen Kamm aus Hammelknochen, den Jean sorgsam und mit einigen Schnörkeln am oberen Ende zu einem kleinen Kunstwerk gemacht hatte. „Was“, fuhr der Engländer in etwas ungelenkem Französisch fort, „möchtest du dafür haben, Monsieur...?“

„Devreux“, antwortete Jean und hielt sich vom Salutieren ab, was in seiner sitzenden Position und angesichts der Tatsache, dass er hier mit seinem Feind sprach, mehr als lächerlich gewirkt hätte. „Jean-Paul Devreux.“

„Monsieur Deve-raux“, nickte der Kapitän, bei dem es sich – seinem hübschen Gesicht nach zu urteilen – um ‚Pretty Bobby‘ Trevelyan handeln musste, auch wenn rotblondes Haar und blaue Augen in einem sonnengebräunten Gesicht voller Sommersprossen

nicht unbedingt Jeans Definition eines gut aussehenden Mannes entsprachen; Frauen hingegen musste seine schlanke Erscheinung ansprechen, zumal sie vornehm wie die eines Adligen war, obgleich er sich nur ‚Lord‘ anreden ließ, aber kein echter Lord war. Doch auch seine Stimme, seine Sprechweise und seine Mimik verrieten, dass Trevelyan aus besserem Hause kam, wenngleich sein Französisch von einem starken Akzent geprägt war, der in Jeans Ohren beinahe lachhaft klang.

„Eine Extra-Portion Trinkwasser?“ bot ‚Pretty Bobby‘ von sich aus an, als Jean nicht auf seine Frage einging, weil er dafür viel zu überrascht über die höfliche Art des Umgangs war. Sie waren doch Feinde, auch wenn die Engländer die Schlacht gewonnen hatten. Oder war das die sprichwörtliche englische Höflichkeit unter Gentlemen und Offizieren – womöglich glaubte der Kapitän, in Jean ebenso wie in Savigny und Trudeau, die offen verwundert dem Gespräch lauschten, ehemals adlige Männer vor sich zu haben.

„Trinkwasser für alle hier“, antwortete Jean, bevor er sich auf die Lippen beißen und diese vorschnelle Forderung wie eine Bitte klingen lassen konnte.

Doch ‚Pretty Bobby‘ verzog sein Gesicht nur zu einem amüsierten Grinsen, in dem Jean so etwas wie Anerkennung und Respekt zu sehen glaubte, und nickte knapp, bevor er Jean den kleinen Kamm zurückgab.

„Ich möchte noch so einen Kamm wie den hier haben“, sagte der Engländer. „Dann soll es jeden zweiten Tag eine Extra-Ration Trinkwasser für eure Zelle geben.“

Jean wusste, dass gerade Trinkwasservorräte streng rationiert werden mussten, wenn ein Schiff auf See war; gern hätte er das Angebot auf alle Gefangenen an Bord ausgeweitet, aber er wollte sein Glück nicht überstrapazieren. Es grenzte sowieso schon an ein Wunder, dass ‚Pretty Bobby‘ persönlich zu ihm gekommen war.

Wieso war der Engländer überhaupt hier? Doch bestimmt nicht, um sich wegen eines kleinen Kamms aus Knochen zur Herausgabe von etwas beschwatzen zu lassen, das seine eigene Mannschaft bei Mangel zur Meuterei drängen konnte. Zu gern hätte Jean diese Frage laut gestellt; aber er wusste, wo sein Platz war und dass er nur bekommen konnte, was er wollte, wenn sich dessen bewusst blieb.

Andererseits war durch dieses Gespräch in seinem Kopf eine Idee entstanden, wie er es sich selbst und den übrigen gut zweihundertfünfzig Gefangenen an Bord erträglicher

machen konnte. Womöglich konnte er, wenn er es geschickt anstellte, sogar irgendwie dafür sorgen, dass man sie in England in ein Gefängnis zu Land einsperrte – und nicht etwa in eines jener schrecklichen Gefängnisschiffe, von denen auch in Plymouth eines oder zwei liegen sollten und auf denen die unseligen Gefangenen wegen Feuchtigkeit und diverser Seuchen nur eine kurze Lebenserwartung hatten.

Er nickte, was ‚Pretty Bobby‘ mit einem knappen Lächeln bedachte, bevor er weiterging und an der kleinen Luke vorne im Bug zum Vordeck hinaufstieg und damit seine Gefangenen in ihrem trüben Dämmerlicht zurückließ.

„Das war gut“, lobte Trudeau und klang erstmals, seit Jean ihn kannte, wirklich beeindruckt und sogar ein bisschen dankbar. „Hoffen wir, dass der Kerl sein Wort hält.“

„Er ist Engländer“, gab Savigny zu bedenken, „und der Sohn eines Adligen; das sollte eigentlich ausreichen, auch wenn er deinen Namen furchtbar schlecht ausgesprochen hat: *Deveraux*, was soll das denn sein? Ich hoffe nur, Bürger Devreux, du kannst so ein kleines Kamm-Dings nochmal zu seiner Zufriedenheit herstellen.“

„Wenn es weiter nichts ist“, antwortete Jean gleichmütig und verkniff sich ein Grinsen; die ungelenke Zunge der Engländer, was französische Namen betraf, war ihm nicht unbekannt. *Devreux*, was wörtlich genommen ‚aus d’Évreux stammend‘ bedeutete, wurde durch die unsaubere Aussprache „De-ve-ro“ sehr schnell zu *Devereux*, *Deveraux* oder gar *Devereaux*; der Namenszettel, den er von den Engländern erhalten hatte, als sie die Lebenden von den Toten trennten, lautete auf den Namen *Devereaux*.

Aber Name hin oder her – er, Jean-Paul Devreux, würde sich den Wunsch von ‚Pretty Bobby‘ zunutze machen und war geradezu erfreut, seine Geschicklichkeit unter Beweis stellen zu können; schon als Junge hatte er viele kleine Kunstwerke geschnitzt, jedoch nicht aus Knochen, sondern aus Holz. Auch mit Steinen und Stroh hatte er hübschen Kleinigkeiten formen können, die seine Mutter sogar hin und wieder auf dem Markt in Morlaix verkaufte.

„Was ist?“ hakte Savigny nach. „Woran denkst du?“

„Ich denke“, antwortete Jean, „wir sollten die Männer beschäftigen. Luc hier“, er nickte dem Bootsmann zu, der mit ruhigen Bewegungen an einem Stück Knochen schnitzte

und vorgab nichts zu hören, „ist sehr geschickt und bestimmt sind es auch einige der anderen Männer bis hin zu Euch, Bürger Kapitän.“

Trudeau zog verwundert die Augenbrauen in die Höhe, bevor er grinsend den Kopf zu einem Nicken neigte, als Jean auf das kleine quadratische Flechtwerk aus Strohhalmen deutete, das Trudeaus Hände aus purer Langeweile gefertigt hatten.

„Einverstanden“, nickte der Kapitän, „aber was sollen wir anfertigen?“

„Kämme, Spangen, Flechtwerk“, zählte Jean auf. „Und vielleicht sogar ein kleines Schiff aus Knochen, wie es manche Seeleute in Morlaix in den ruhigen Wintermonaten herzustellen pflegen.“

„Eine gute Idee“, nickte Trudeau, worauf Luc seine vorgebliche Taubheit aufgab und mit eifrigem Nicken ergänzte: „Mein Großvater hat solche Schiffchen angefertigt; als ich klein war, durfte ich ihm manchmal dabei helfen. Das ist einfacher, als es sich im ersten Moment anhört. Man muss nur wissen, sagte Großvater immer, wie das fertige Schiff aussehen soll.“

„Wir brauchen eine Zeichnung“, stellte Savigny fest. „Wer kann gut zeichnen?“

Die letzte Frage hatte er lauter gestellt, damit es auch die Männer im vorderen Teil des Decks hören konnten; sie alle hatten bei Jeans Gespräch mit ‚Pretty Bobby‘ die Ohren gespitzt, aber vermutlich nicht alles mitbekommen. Nun aber meldete sich ein Mann aus der größeren Zelle schräg gegenüber; Jean erkannte, dass es Gregoire, der Gehilfe des in der Schlacht gefallenen Schiffszimmermanns, war.

„Wir brauen Material“, gab Trudeau leise zu bedenken. „Stift und Papier, Knochen und Stroh, das nicht aus unseren Matratzen stammt.“

„Mir fällt schon was ein“, antwortete Jean leise. „Wenn ‚Pretty Bobby‘ nicht von selbst zu mir kommt, um nach dem zweiten Kamm zu sehen, werde ich ihm eine Nachricht an Deck schicken. Wir dürfen nur nicht zu gierig werden.“

„Verstanden“, nickten Trudeau, Savigny und Luc zugleich, bevor der Bootsmann leise ergänzte: „Tauwerk werden wir auch benötigen, wenn wir ein Schiff mit Takelage und allem, was dazu gehört, herstellen wollen. Woher sollen wir...?“

Als Antwort deutete Jean auf die zerrissenen Hosen von Luc, deren helle, leicht gelblich erscheinende Leinenfaser in der Schlacht grau und teilweise blutig geworden war. Für Tauwerk in Miniaturformat würde es allemal reichen.

Luc schnaubte grinsend eine Zustimmung und begann sofort und sehr vorsichtig, einen Faden nach dem anderen aus dem zerrissenen Hosenbein zu lösen. Die Männer in den Nachbarzellen sahen es und wunderten sich kurz darüber; dann begannen auch sie, ihre zerrissenen Hosen zu bearbeiten oder, dem Beispiel von Trudeau folgend, Stroh aus ihren Schlafstellen zu ziehen und sich im Flechten zu üben.

Jean schmunzelte, als ihm einer der Männer aus der Zelle ganz vorne ein zweites Stück Hammelknochen zukommen ließ, aus dem er sogleich den passenden zweiten Kamm zu schnitzen begann.

Die Männer, die noch nicht emsig am Arbeiten waren, diskutierten angeregt, was und wie sie mit welchem Material etwas herstellen konnten, an dem der englische Kapitän Interesse zeigen könnte. Bald war geschäftige Ruhe eingekehrt, in der keiner mehr nur stumm und lethargisch vor sich hin starrte. Zufrieden dachte Jean bei sich, dass sie nun zumindest keine Langeweile mehr hatten auf dem restlichen Fahrtabschnitt bis nach Plymouth. Was sie dort erwarten würde, sollte sich zeigen, wenn es so weit war.

Cudmere Lodge bei Tideford, Juli 1799.

Ärgerlich schloss **Ada** die schwarzen Knöpfchen an ihrem dunkelgrünen Samtjäckchen. Nicht genug damit, dass Lady Adriana sie gezwungen hatte, beim gestrigen Dinner wie ein zehnjähriges Mädchen auszusehen; das hellrosa Kleid, das Izzy wohl auf Geheiß von Lady Adriana in den Reisekoffer geschmuggelt hatte, war scheußlich geschnitten und so langweilig, dass sie sich die ganze Zeit über vor Sir Arthur geschämt hatte.

Zum Glück waren keine weiteren Gäste zum Essen geladen gewesen; Ada hätte es auf keinen Fall überlebt, in diesem Aufzug vor Fremden zu erscheinen. Ceddy hatte sie mit dem Hinweis auf Lady Dorotheas Kleidung trösten wollen, doch es hatte nichts genützt und wäre Sir Arthur mit Sicherheit sowieso nicht aufgefallen. Das gesamte Dinner über hatte er sich nur mit Lady Adriana unterhalten, die bemüht Konversation machte; mit Ceddy hatte der Hausherr wenigstens ein paar höfliche Worte gewechselt, während er Ada keines einzigen Blickes gewürdigt hatte!

Das Frühstück hatten sie glücklicherweise ohne Sir Arthurs Gegenwart im nach Osten gelegenen Morgensalon einnehmen dürfen, von wo aus der Blick durch die offene Glasdoppeltür auf den im französischen Stil gehaltenen Lustgarten fiel, in dem die sehr kunstvoll arrangierten Beete Rosenstöcke in vornehmlich weißen und gelben Farben enthielten; nur in der Mitte des Garten stand, leicht erhöht und vor dem rosafarbenen Morgenhimmel gut zu erkennen, ein einzelner Rosenstock mit tiefroten Blüten.

Wenn dies hier nicht die Wirklichkeit, sondern einer der von Lady Adriana so verhassten Schauerromane wäre, dann würde sich das Grab von Lady Dorothea genau unter dem roten Rosenstock befinden, aus dem sie jede Nacht als Geist aufstieg, um ruhelos in der oberen Galerie umher zu wandeln.

Leider hatte Lady Adriana es gehört, als Ada Ceddy ihre gruseligen Gedanken mitteilte und ihn damit zum Schmunzeln brachte, bevor er „gut möglich, dass du recht hast“ sagte und angesichts ihres erschrockenen Gesichts in lautes Lachen ausbrach.

„Schluss damit, Cedric!“ hatte Lady Adriana so scharf gesagt, dass das Serviermädchen beinah den blumigen Darjeeling über das Kleid der Mutter geschüttet hätte. Adas Rock hatte immerhin ein paar Tropfen abbekommen, was jedoch angesichts der grünen und erdfarbenen Senkrechtstreifen nicht weiter auffiel.

Aber der beinah verschüttete Tee war es nicht, weswegen Ada so wütend war. Lady Adriana hatte die Worte von Cedly benutzt, um noch einmal auf das Thema Bücher zu sprechen zu kommen und nun sogar den wunderbar romantisch-traurigen *Werther* als „gefühlsduseliger Unfug“ auf ihren imaginären Index gestellt und Ada das Buch nicht in die Hand nehmen lassen; das kleine, in hübsches dunkelbraunes Schweinsleder gebundene Büchlein ruhte nun warm und trocken zwischen den Wäschestücken in Adas Koffer, wohin es das mitfühlende Serviermädchen Lucy, das auch als Kammerzofe für Ada fungierte, heimlich gesteckt hatte, wie es ihr soeben verstohlen zugeraunt hatte.

Mit dem geschlossenen Samtjäckchen über der einfachen weißen Bluse, die zu ihrer Reisekleidung gehörte, trat Ada aus dem kleinen komfortablen Zimmer an der Südost-ecke des Hauses und sah Cedly auf dem Korridor am Durchgang zur Galerie auf sie warten – vorgeblich in den Anblick von Lady Dorotheas Porträt vertieft, sodass es Lady Adriana nicht einfiel, ihn voran zum Treppenhaus zu scheuchen.

„Was ist passiert?“ fragt Cedly aus dem Mundwinkel, als Ada nahte und an ihm vorbei hinter der Mutter her ging. „Wegen deines Buches?“

„Auch“, murmelte Ada zurück, als er einen Schritt hinter ihr folgte, „aber vor allem, weil sie mich jetzt auf der ganzen Fahrt bis zu Onkel Johns Haus im Auge behalten wird. Ich hoffe, ihr wird ganz schnell so schlecht, dass sie ein Tonikum einnehmen muss und einschläft.“

„Es ist nicht mehr weit bis Wembury Hall“, versuchte Cedly sie zu trösten und schloss zu ihr auf, als sie die obere Galerie verlassen und das Treppenhaus erreicht hatten.

„Fast fünf Stunden bezeichnest du als ‚nicht mehr weit‘?“ fragte Lady Adriana, die am oberen Absatz der Treppe innegehalten und seine letzten Worte offenbar gehört hatte – sie hatte Ohren wie ein Luchs und Augen wie ein Adler, was Ada schon des Öfteren zum Verhängnis geworden war.

„Ich wollte sagen“, erwiderte Cedly geschickt, „dass ich mich darauf freue, Lord John wiederzusehen und in seinem hervorragenden Haus Zeit verbringen zu dürfen, bis der gute Bobby in Plymouth eintrifft.“

Die Nennung von Bobby brachte wie immer die Erleichterung und ließ Lady Adriana auf der Stelle lächeln, was ihre gewohnte strenge Miene ein wenig weicher machte. Man hätte sie lieben können, angesichts ihrer Schönheit, die sie auch mit neununddreißig Jahren noch immer besaß, wenngleich ihre Zofe mit jedem Tag mehr kleine Fältchen um die Augen wegschminken musste.

Das Lächeln Lady Adrianas war jedoch selten echt, höchstens wenn es um Bobby ging – und ansonsten so falsch wie das honigblonde Haar, das sie mithilfe von ergänzenden Lockensträngen und kleinen Polstern zu einer vollen Frisur auftürmte, obgleich ihr mit der Geburt von Ada vor fast fünfzehn Jahren die eigenen Haare langsam aber sicher auszugehen drohten. Ob dies der Grund war, warum sie ihre Tochter so wenig liebte? Es hieß doch, dass Mütter schöner wurden, wenn sie einen Sohn bekamen; wenn es sich um ein Mädchen handelte, war es hingegen umgekehrt. Schon deshalb wunderte es Ada nicht, dass Lady Adrianas Miene nach dem kurzen Moment echter Weichheit wieder hart wurde und das Lächeln aufgesetzt zu wirken begann.

Gewinnend blickte sie Sir Arthur an und dankte ihm am Fuße der Treppe für seine hervorragende Gastfreundschaft, was den schwermütigen Baronet rührte. In Ada löste dies Schauspiel jedoch eine ganz gegenteilige Reaktion aus; am liebsten hätte sie in den höchsten Tönen geschrien, gekratzt und gespuckt, wie es die kleinen Mädchen aus Tressack St. Mary's machten, die sie hin und wieder bei Ausritten oder Ausfahrten auf den Wiesen und in den Straßen der Ortschaft gesehen hatte.

Sie selbst hatte dieses einer Dame unwürdige Verhalten natürlich noch nie gezeigt; mit keiner Freundin außer Izzy und vielleicht Miss Geraldine hatte sie sowieso niemanden zum Streiten gehabt, zumal weder Izzy noch Miss Geraldine jemals etwas tun würden, das Ada verärgern und zum Streiten drängen würde; Lady Adriana jedoch provozierte diese Gefühle mit beinahe jedem Wort, das sie an Ada richtete.

Ada war es am liebsten, den strengen Blick ihrer Mutter auf etwas anderes gerichtet zu sehen als auf sich; am allerliebsten war es ihr jedoch, wenn Lady Adriana sie überhaupt nicht beachtete – das waren die Momente, in denen Ada sich frei fühlte.

Als sie jetzt in die Kutsche stieg, spürte Ada den bohrenden Blick Lady Adrianas auf sich und fühlte sich geradezu entblößt. Es wurde auch nicht besser, als sie wieder auf der rückwärtigen Sitzbank neben Cuddy Platz nahm, der es nicht wagte, ihr für die Fahrt eines von seinen Büchern – eines von den abenteuerlichen mit Piraten, nicht Cicero und Caesar – zu reichen.

Es begann zu regnen, sobald sie die Auffahrt von Cudmere Lodge hinter sich gelassen und auf die Landstraße eingebogen waren. Der sandige Boden weichte auf, sodass jede Bewegung der beiden Schwarzen und der eisenbeschlagenen Kutschräder ein leise schmatzendes Geräusch von sich gab. Da Ada keine Lektüre mehr zur Ablenkung hatte, begann sie, das schmatz-schmatz zu zählen, worüber sie müde wurde.

Den Kopf an Ceddys Schulter gelehnt, glitt sie in einen unruhigen Traum, während ihr Bruder genau wie Lady Adriana das Schaukeln der Kutsche, die wegen des schlechter werdenden Weges langsamer fahren musste, mit jeder Meile weniger ertrug.

Wie durch einen grauen Nebelschleier sah sich Ada im Traum plötzlich oben auf einer der hohen Klippen stehen, die sich beiderseits vom Kap Lizard erstreckten. Der Wind riss an ihrem Rock und an ihrem Hütchen, das mit einer langen Hutnadel an ihrem Haar befestigt war und am Ende von einem echten Rubin in daumennagelgroßer Herzform geschmückt wurde.

„Es ist gut, dass du endlich gekommen bist“, hörte sie plötzlich eine männliche Stimme hinter sich, die ihr einen warmen Schauer über den Rücken rollen ließ. Sie kannte diese Stimme, auch wenn sie älter und ein wenig tiefer klang, als Charly normalerweise zu ihr sprach. Im nächsten Moment ergriff eine starke Hand die ihre und zog sie an Lippen, die so weich und fest zugleich waren, dass der zärtliche Kuss eine Welle aus Erregung von ihrem Handrücken durch ihren gesamten Körper schickte.

„Wir müssen uns eilen“, antwortete sie ein wenig atemlos und fasste seine Hand fest, um ihn mit sich den schmalen Pfad hinunter in die kleine Bucht zu ziehen, in dem das

kleine Ruderboot versteckt lag. „Dick Penryn wird in einer Stunde da sein; und dann ist es zu spät für mich.“

„Keine Sorge“, antwortete Traum-Charly, dessen Gesicht ein wenig unscharf war und auch ein wenig älter wirkte, als er in Wirklichkeit war. „Wir werden noch rechtzeitig in Sicherheit sein, bevor Dick das Ekel überhaupt bemerkt, dass du nicht mehr da bist.“

Sie fühlte eine Welle der Erleichterung durch ihren Körper strömen, als er bei diesen Worten ihre Hand fester fasste und ihr dann über die letzten größeren Steinstufen half und sie auffing, als sie erfreut in den weichen Sand sprang. Das Ruderboot lag bereit, an einem Felsvorsprung befestigt, von dem er es löste und ins Wasser schob, nachdem er ihr hinein geholfen hatte. Sie saß im Bug, während er die Ruder nahm und rückwärts sitzend mit dem Blick zu ihr die ersten Schläge tat.

„Verflucht!“ murmelte er plötzlich, als sie kaum zwanzig Yards vom Ufer entfernt und noch immer gegen das auflaufende Wasser anrudernd langsamer wurden. „Da ist er ja schon! Wie kann das sein?!“

Ada fuhr herum und blickte die Klippe hinauf. Dort oben, gegen den grau verhangenen Himmel deutlich zu erkennen, stand ein einzelner Mann mit Hut und Anzug und sah zu ihnen herunter. Trotz der Entfernung konnte Ada deutlich erkennen, dass es sich um niemand anderen als Dick Penryn handelte, dessen Piratengesicht zu einer grässlichen Fratze verzogen war, die ein Grinsen sein mochte; denn im nächsten Moment knallte es und sofort kippte das Boot um.

Noch bevor Ada ins kalte Wasser fiel und Traum-Charly sie erreichen konnte, sah sie die Quelle des Knalls: Eine Kanone! Oben auf der Klippe stand sie und rauchte noch aus der Mündung, während die vom Einschlag im Wasser aufgespritzte Fontäne langsam in sich zusammenfiel.

Das leichte Sommerkleid hing wie Blei an Adas Körper und zog sie unbarmherzig nach unten; hätte Traum-Charly sie nicht erreicht und über Wasser gehalten, wäre sie wohl augenblicklich ertrunken.

Erneut ertönte ein Knall. Die Kanone hatte noch einmal gesprochen und eine Kugel auf das Wasser unweit von Adas linker Seite geschickt. Sie spürte den Einschlag und wurde

von der neuerlichen Fontäne nassgespritzt, sodass sie sich hustend an Traum-Charly klammern musste, um nicht doch noch unterzugehen.

„Ada!“ hörte sie plötzlich eine neue Stimme, die nicht zu Charly gehörte.

Verwundert bemerkte sie, dass sie nicht mehr im Wasser trieb, sondern mit feuchtem Kleid am Strand stand, über den ein Mann auf sie zugelaufen kam. Er trug die Uniform eines Marineoffiziers, aber irgendwie wollte die Uniformjacke nicht recht zu der Jacke passen, die Ada an Bobby und so vielen anderen britischen Marineoffizieren gesehen hatte. Vielleicht war es aber auch nur der graue Nebel, der ihr noch immer ein wenig die Sicht nahm, sodass sie das Gesicht des Mannes nicht erkennen konnte.

Sie wusste nur mit Bestimmtheit, dass es sich bei ihm weder um Dick das Ekel noch um Charly handelte; denn die Augen, die ihr entgegen strahlten, waren nicht von warmem Braun wie bei Izzys Bruder, sondern irgendwie grünlich wie das Meer. Auch waren die Locken weniger wild und von einem helleren Braun, das beinah an Kastanien erinnerte. Der Mann kam näher, sodass sie das Marineschwert an seiner linken Hüfte blitzen sah, bevor ihr auffiel, dass er sogar noch etwas größer als Bobby sein musste, der schlank bis zu einer Höhe von beinah sechs Fuß auftrug. Miss Geraldine hatte sie ausrechnen lassen, dass dies im Kontinentalmaß einen Meter und dreiundachtzig Zentimeter betrug, die Bobby nur um fünf Zentimeter unterschritt.

„Ada!“ sagte der Mann erneut und mit solch warmer Stimme, dass sie am liebsten auf der Stelle in seine Arme gestürzt wäre; aber irgendetwas hielt sie zurück, verankerte ihre Füße im Sand und ließ sie nicht von der Stelle kommen, griff nach ihrem Arm und schüttelte sie... „Wach auf, Ada“, drang Ceddys Stimme in ihr Bewusstsein. „Das musst du dir ansehen. Wir sind in Plymouth, schau doch mal! Sie laden die Kanonen nach, um auch die zweite Fregatte noch angemessen zu begrüßen.“

Wembury Hall bei Plymouth, Juli 1799.

Ein wenig unwohl war **Tom** schon zumute, als er hinter Sir Henry durch das Tor ritt. Der Ausflug nach Baristowe war wunderbar und anstrengend zugleich gewesen. Das Haus war für den vorgesehenen Zweck mehr als geeignet, aber Tom wünschte, er hätte nach der Fahrt in der offenen Gig und dem Fußweg nicht zugestimmt, die drei Meilen bis zu Lord Johns Anwesen auf dem Rücken eines Pferdes zurückzulegen.

Ihm tat alles weh – jeder Knochen in seinem Körper, seine Beine und vor allem die Körperteile, die ihm ganz besonders privat waren. Er würde wohl tagelang nicht richtig gehen können, wenn er nicht bald absteigen durfte. Aber vorerst passierten sie nur das große schmiedeeiserne Tor, das ihnen ein junger Mann auf Sir Henrys Ruf „geheimer Bote Seiner Majestät Königlicher Marine“ ohne Widerstand geöffnet hatte.

Die Zufahrt von Wembury Hall war breit und lang, wand sich bald hier und bald da um kunstvoll angelegte Hecken und sauber errichtete Mauern, hinter denen Tom die weitläufigen Gärten des Earls of Wembury vermutete. Als das erste Hausdach in Sicht kam, atmete Tom erleichtert auf; so groß und vornehm, wie er befürchtet hatte, war es gar nicht. Dann aber stellte er fest, dass er sich geirrt hatte und das zweistöckige Haus nur die Wohnstatt des Verwalters mit einigen Kammern für die Stallburschen war.

Das Haupthaus, das sich hinter einem kleinen Waldstück auf einer kleinen Anhöhe vor ihm erhob, war überwältigend und glich in etwa dem, was er sich unter einem Schloss vorstellte: Majestätisch erhob es sich über drei Stockwerke und ein Dachgeschoss mit vielen Giebeln und Erkern, die ihn an Kupferstiche von französischen Schlössern aus dem vorigen Jahrhundert erinnerten.

Die vier gewaltigen Säulen aus rostrottem Marmor trugen einen Balkon, der sich genau über dem Hauptportal von Wembury Hall befand, und mussten mindestens so hoch wie fünf ausgewachsene Männer sein. Dahinter erhob sich der Mittelteil des Gebäudes unter einer großen Kuppel, wie er sie höchstens auf Abbildungen von Kirchen wie St. Paul's Cathedral in London gesehen hatte. Auch wenn diese Kuppel um einiges kleiner

war, flößte sie ihm im Zusammenspiel mit dem Rest des gewaltigen Gebäudes Respekt ein, sodass er sich selbst auf dem Rücken des stämmigen Highland-Ponys, das Sir Henry für ihn hinter der Gig her hatte traben lassen, plötzlich ganz klein und unscheinbar wie eine Feldmaus fühlte.

„Stil Louis XIV“, bemerkte Sir Henry fachkundig. „Keine Sorge, mein Junge. Gebäude von dieser Art sollen einschüchternd wirken.“

Tom atmete langsam und lautlos aus und versuchte, die Röte, die ihm in die Wangen gestiegen war, so gut es ging wieder verschwinden zu lassen. Er kam sich nun dumm und ungebildet vor; Sir Henry, der entspannt auf dem hübschen braunen Kutschpferd saß und überhaupt nicht beeindruckt wirkte, schien amüsiert ob seiner Unwissenheit, hatte aber fast väterlich geklungen und überhaupt nicht vorwurfsvoll.

„Komm“, sagte er nun, „gleich hast du es geschafft. Wir reiten dort vorne an der Seite des Gebäudes entlang bis zum Dienstboteneingang. Dort kannst du dich ein Weilchen ausruhen; es wird sowieso dauern, bis uns der Earl empfängt; das gehört dazu.“

Tom antwortete nur mit einem stummen Nicken, biss die Zähne zusammen und folgte Sir Henry an der schattigen Nordseite des Gebäudes entlang bis zu einer Tür, die so tief im Schatten eines erkerbesetzten Turmes lag, dass Tom sie übersehen hätte. Offenbar war Sir Henry früher schon einmal hier gewesen oder kannte die Architektur solcher herrschaftlicher Gebäude; womöglich wohnte er selbst in einer – wahrscheinlich etwas kleineren – Ausgabe von Wembury Hall.

Tom hatte sich nie Gedanken darüber gemacht; aber natürlich musste auch ein Polizeiinspektor irgendwo wohnen. Und wenn er, wie Sir Henry, ein kleiner Landedelmann war, dann kam dafür eigentlich nur ein vornehmes Haus infrage.

„Mein Vater war hier als Gärtner angestellt“, riss ihn die Stimme Sir Henrys aus seinen Gedanken. „Ich habe als Kind mit dem heutigen Earl in den Gärten gespielt.“

Bevor Tom verwundert fragen konnte, ergänzte Sir Henry, dass seine Mutter eine adlig geborene Dame gewesen und sein Vater Randall durch Verdienste im Krieg gegen Amerika zu seinem Adelstitel gekommen sei; angeblich durch persönliche Empfehlung von General William Howe, dem Bruder des derzeit vierten Viscount of Howe.

Kaum hatte Tom wieder festen Boden unter den Füßen, merkte er, wie seine Beine mit einem schmerzhaften Ziehen am vorderen Stück seiner Sitzfläche und einem heftigen Kribbeln in den Unterschenkeln und Füßen nachgeben wollten. Er schaffte es gerade noch, sich an der zotteligen Mähne des Ponys festzuhalten, das ihn mit verwundert-mitleidiger Miene ansah und leise anprustete.

„Oberschenkel kneten und die Zehenspitzen abwechselnd anziehen und locker lassen“, sagte Sir Henry mitfühlend. „Und dann ganz normal gehen und die Füße aufsetzen; es ist gleich wieder vorbei. Das ist nur die ungewohnte Haltung und das angestaute Blut in deinen Beinen, Junge.“

Tom befolgte den Rat und tatsächlich spürte er nach wenigen Augenblicken wieder die Sohlen seiner Füße in den schlammbespritzten Stiefeln. Erleichtert versuchte er einige Schritte zu gehen und stellte fest, dass auch das stechende Kribbeln in seinen Beinen mit jeder weiteren Bewegung nachließ. Dennoch wankte er mehr als dass er ging und hielt sich erleichtert am Türrahmen fest, während Sir Henry dreimal an die Eichenholztür klopfte.

„Du meine Güte, Henry!“ rief der grauhaarige Mann, der ihnen öffnete. „Das ist ja eine Überraschung. Was tust du hier? Ich meine, Entschuldigung, Sir Henry, wollte ich sagen – was wünschen Sie?“

„Es freut mich auch, dich wiederzusehen, Clifford“, schmunzelte Sir Henry. „Wie schön, dass du wieder wohlauf bist. Ich hatte mir schon Sorgen gemacht.“

„Nur das verflixte Rheuma“, brummte Clifford, bei dem es sich offenbar um den Hausverwalter handelte, da er trotz seiner guten Haltung und Butler-Manier keine Diener-Livree, sondern den einfachen Anzug eines Hausangestellten und dazu einen großen Schlüsselbund am Gürtel trug. „Ich vermute, ihr habt keine Einladung Seiner Lordschaft und wünscht, dass ich euch anmelden lasse?“

„Das wäre sehr gut“, bestätigte Sir Henry und fügte mit einem Zwinkern hinzu: „Schon um Crofts Blut in Wallung zu bringen, dass er mir den Zutritt zu diesem Haus nicht verwehren kann, wenn ich in offizieller Funktion und im Auftrag von Marine und dem Transport Office hier bin.“

Clifford erwiderte das Zwinkern und nickte, bevor er sie hereinbat und ihnen die Bank im Korridor zwischen Küche und Vorratsräumen zum Warten anbot. Er versprach, den Butler des Earls schnellst möglich zu verständigen, gab aber im Davongehen einer Frau mit rundlicher Mitte und einer weißen Haube auf dem grauen Haar einen Wink, die im Nu wieder hinter der Küchentür verschwand und keine zwei Minuten später persönlich mit einem Tablett wiederkehrte, auf dem zwei dampfende Teetassen aus feinem weiß-blauem Porzellan standen.

„Sir Henry“, sagte sie lächelnd, als sie ihm die eine Tasse reichte. „Welch Freude, Sie in diesem Haus begrüßen zu dürfen; es ist viel zu lange her...“

„Tut mir leid“, erwiderte Sir Henry und drückte sanft die freie Hand der Frau. „Solange Croft den Earl bewacht und die Gärtner und Stallburschen als Spione einsetzt, kann ich nur in offizieller Funktion herkommen.“

Die Frau nickte und presste die Lippen zusammen, während sie den Druck der Hand mit mütterlicher Miene erwiderte. Tom sah von ihr zu Sir Henry und wieder zurück und fragte sich im Stillen, wie die Köchin zu dem Polizei-Inspektor stand, der vom Alter her fast ihr Sohn sein konnte. Aber hatte Sir Henry nicht gesagt, dass seine Mutter tot war?

„Das hier ist übrigens Constable Lynch“, stellte der Inspektor ihn nun der Frau vor, die Tom freundlich zunickte und sogar ein leichtes Lächeln sehen ließ, das jedoch ein klein wenig traurig wirkte. „Tom, das ist Maggie, richtiger: Mrs Samuel Orville, die Köchin von Wembury Hall; und die jüngere Schwester meines Vaters.“

Tom nickte überrascht, erhob sich ungeschicklich und bemühte sich um eine höfliche Verbeugung, ohne die Tasse Tee in seiner Hand zu verschütten. Mrs Margaret Orville sah ihn dankbar an, bevor sie Sir Henry zum Abschied liebevoll über die Schulter strich und dann wieder hinter der Küchentür verschwand.

Eine Weile saß Tom schweigend neben Sir Henry auf der harten Holzbank und nippte an dem heißen und absolut hervorragenden Tee, dem irgendein Duft entstieg, der ihm an Blumen erinnernd in die Nase drang; konnte es tatsächlich sein, dass in adligen Häusern Rosenblüten in schwarzen Tee gemischt wurden?!

„Wir werden“, begann Sir Henry, als er seine Tasse genüsslich geleert hatte, „gleich zu Croft geführt werden; er ist der Butler von Lord John und, nun ja, kein Freund von mir.“

Wir kennen uns von früher, wie du dir denken kannst; er war immer dagegen, dass ich mit John spielen durfte. Aber der alte Earl, Lord Johns Vater, sah es gern, dass sich sein Sohn auch außerhalb seiner üblichen Adelskreise Freunde suchte. So bin ich bis heute ein Freund von Lord John, wengleich Croft es meisterhaft versteht, mir Besuche hier auf Wembury Hall so oft es geht zu vermiesen oder gar zu verhindern, dass man mich einlässt. Daher heute auch der Überraschungseffekt und der Aufzug zu Pferde, Junge. Tut mir leid, dass es für dich unangenehm war; aber andernfalls, wenn wir zu Fuß oder mit der Gig gekommen wären, hätte Croft uns bereits am Tor abwimmeln lassen. Bei Reitern denkt er nicht daran, dass ich es sein könnte.“

„Er muss ein unangenehmer Mensch sein“, stellte Tom mitleidig fest; offenbar hatten auch Adlige Probleme, die in all dem Prunk vielleicht nicht sofort zu sehen waren, die es aber dennoch gab und die womöglich noch weitaus weitreichender und schmerzhafter waren als die Probleme von einfachen Leuten wie ihm selbst.

„Croft hasst mich“, bestätigte Sir Henry mit einem schiefen Grinsen, „seit ich den Titel meines Vaters geerbt habe, sogar noch mehr. Er hat mir meine Freundschaft mit Lord John immer übelgenommen; aber dann besaß mein Vater auch noch die Frechheit, im Krieg Heldentaten zu vollbringen und danach als geadelter Mann meine Mutter zur Frau zu nehmen – in Crofts Augen ein Affront gegen die ständische Ordnung Englands und womöglich eine Bedrohung für Krone und Vaterland. Wundere dich also nicht, wenn es gleich etwas eisig zugehen wird.“

„Aber wird der Earl uns denn überhaupt empfangen?“

„Clifford wird es schon geschafft haben, Lord John darüber in Kenntnis zu setzen, dass ein Polizei-Inspektor im Auftrag der Marine um eine Audienz bittet“, grinste Sir Henry und stellt die Teetasse auf einem kleinen Wandbord neben der Bank ab. „Notfalls über Lord Johns Schwester, Lady Georgiana, die wie er eine große Schwäche für die Marine hat. Eigentlich ist sie ja die Besitzerin des Hauses, das uns interessiert; aber Lord John verwaltet den Besitz und muss den Vertrag mit dem Transport Office unterzeichnen.“

Tom nickte und stellte seinerseits die Tasse ab, als Clifford mit geschürzten Lippen zu ihnen zurückkehrte und sie höflich bat, ihnen die Treppen hinauf in die Halle zu folgen. Dort empfing sie ein Mann, den Tom auf Meilen Entfernung als Butler erkannt hätte:

Hager, steif in der Haltung und mit weißen Handschuhen zu seiner grau-schwarzen Uniform über blitzblanken schwarzen Lackschuhen stand er in der Mitte der enormen Eingangshalle, deren schwarz-weiß kariertes Fliesenboden von der gewaltigen Kuppel überspannt wurde.

Von irgendwo hoch oben fiel Sonnenlicht herein, das geschickt umgelenkt wurde und beinahe die gesamte Halle wie mit einem Glitzern erleuchtete, sodass die übergroßen weißen Marmorskulpturen, die links und rechts vom Hauptportal und beiderseits der weit geschwungenen breiten Treppe aus weißem Marmor standen, fast überirdisch hell strahlten und beinahe lebendig wirkten.

Tom sah zwei nackte Männer, von denen einer mit einer Art kleiner Harfe, der andere mit Helm, Schild und Schwert dargestellt war. Sie standen direkt gegenüber der beiden anderen auf beiden Seiten des Portals und starrten auf ankommende Besucher herab, während am Fuße der Treppe je eine wohlgeformte Frauengestalt mit langem Haar, das ihnen kunstvoll um die breit modellierten Hüften geschlungen war, den Blick zur Kuppel hinauf gerichtet hielt; eine von ihnen hielt eine große Muschel in der Hand, die andere trug Pfeil und Bogen.

„Aphrodite und Artemis“, raunte Sir Henry ihm zu, als sie an den beiden Frauenfiguren vorbei auf den Butler zugingen; „die griechischen Göttinnen der Liebe und der Jagd. Die beiden anderen da vorne“, er deutete auf das Eingangsportal, „sind Apollo und Ares, die griechischen Götter der Künste und des Krieges.“

„Sir Henry“, ertönte in diesem Moment die Stimme des Butlers, der nicht laut, sondern vielmehr leise gesprochen hatte; trotzdem konnte Tom deutlich den kalten Ton in der leicht schnarrenden Stimme hören. „Bitte folgen Sie mir, Sir“, ergänzte der Butler mit einer undurchdringlichen Miene, hinter der Tom ein loderndes Feuer aus Wut erahnte. Er bemühte sich, an Sir Henrys Seite zu bleiben, als sie die breite Treppe hinaufstiegen und oben auf der Galerie anlangten, die unter der großen Kuppel einmal um die Halle herumführte und mit weiteren Marmorstatuen bestückt war. Tom sah weitere Frauen mit wallendem Haar, einen großen Mann mit Vollbart und einem Dreizack in der Hand, einen weiteren, eher kleinen Mann mit so etwas wie Flügeln an den Fersen seiner Schuhe und schließlich einen besonders großen Mann, der am Durchgang zu einer mit

vielen Gemälden behängten Galerie auf einer Art Thron saß und einen gezackten Blitz in der mächtigen Faust hielt. Fremdartige Schriftzeichen waren am Sockel eingraviert, die Tom jedoch nicht entziffern konnte.

Sir Henry unterließ es, ihm die Namen der Dargestellten zuzuflüstern; aber Tom ahnte, dass es sich bei all diesen Statuen aus weißem Marmor um weitere Götter des alten Griechenlandes handelte. Aus der *Naval Gazette* wusste er, dass die Königliche Marine ihre Schlachtschiffe gern nach Planeten wie Mars und Jupiter oder Helden wie Theseus und Achilles oder Königen wie Agamemnon oder Alexander dem Großen benannte.

Stumm hielt Tom mit Sir Henry Schritt, der einen guten Meter hinter dem schweigsam voranschreitenden Butler ging und weder nach rechts noch nach links blickte. Tom war von der Fülle der übergroßen Porträts der Earls of Wembury geradezu erschlagen, während die Galerie kein Ende nehmen wollte.

Irgendwann langten sie doch an einer Tür an, die sich auf etwa der Hälfte der Länge der Galerie befand und von einer kleinen Bronzestatue auf einer weißen Marmorsäule bewacht wurde. Tom sah erstaunt, dass es sich diesmal nicht um einen Mann oder den betörend reizvollen Körper einer nackten Frau handelte; vielmehr hatte die Figur einen jungenhaft schmalen Oberkörper mit so etwas wie Fell auf der Brust und an der Stelle, an der die Hüften in den Unterleib eines Ziegenbocks übergingen. Auch der Kopf der kleinen Figur war behaart und wies spitz zulaufende Ohren auf, über denen sich zwei gewundene Stierhörner befanden. Seine Beine, die in Ziegenhufen endeten, wurden von efeuähnlichen Blätterranken umschlungen, an denen jedoch kleine traubenartige Früchte hingen.

„Ein Satyr“, raunte Sir Henry ihm im Vorbeigehen zu. „Ein frecher kleiner Dämon, der Dionysos, dem Gott des Weines, folgt. Dies hier ist Ampelos, der in eine Weinrebe verwandelt wurde.“

Tom nickte stumm und betrat dann hinter Sir Henry den Raum, in den der Butler sie geführt hatte. Es handelte sich augenscheinlich um einen kleinen Salon, in dem sich ein Ensemble aus Tisch und vier verschnörkelten Polsterstühlen befand. Auch hier standen diverse kleinere Statuen herum, die allesamt aus Bronze waren und phantastische Gestalten in der Art von Ampelos oder eine Kreuzung aus Mann und Pferd darstellten.

„Sir Henry!“ sagte der kleine, zur Rundlichkeit neigende Mann, der am Fenster zum Hof stand und die in der Sonne glänzende Kuppel betrachtet hatte; in der Hand hielt er den Knauf eines Spazierstocks, der wie ein Löwenkopf aus Silber geformt war. Überrascht gewahrte Tom, dass an den Seiten so etwas wie große Flügel aus den Schultern des Löwen herauswuchsen und sich eine Handbreit abwärts reichend um das dunkle Holz des Stocks schlangen.

„Euer Lordschaft“, erwiderte Sir Henry förmlich und verbeugte sich; Tom tat es ihm ein wenig unbeholfen nach. „Danke, dass Ihr die Güte habt, mich und meinen Begleiter zu empfangen. Wir kommen im Auftrag von Sir William Gardiner und...“

„Danke, Croft“, unterbrach ihn der Lord und schickte den Butler, der mit ausdruckslos erscheinender Miene neben Sir Henry gewartet hatte, nach draußen. „Das wäre alles.“ Der Butler nickte und wandte sich zum Gehen; Tom sah noch, wie er einen mehr als unfreundlichen Blick auf Sir Henry schoss, bevor er hinaus in die Galerie trat und die Tür hinter sich schloss.

„Henry!“ sagte der Earl und breitete mit einem breiten Lächeln die Arme aus. „Wie ich mich freue, dich endlich wieder zu sehen.“

„Lord John“, erwiderte Sir Henry und ließ sich kurz in die brüderliche Umarmung fallen, bevor er sich wieder aufrichtete und zu Tom umdrehte. „Darf ich dir, Mister Lynch vorstellen? Thomas Lynch ist Constable in Plymouth und hat mich auf die Idee gebracht, für den Auftrag der Marine und des T.O.s bei dir, äh, Eurer Lordschaft vorzusprechen.“

„Keine Sorge wegen Croft“, beruhigte der Earl mit einem Zwinkern. „Dies hier ist mein geheimer Salon, der von außen nicht abzuhören ist. Hier finden viele Besprechungen der Marine statt. Worum geht es genau?“

„Baristowe House“, antwortete Sir Henry und ließ sich auf eine auffordernde Geste des Earls auf einem der vier Polsterstühle nieder, während Tom noch zögerte, es ihm aber schließlich gleichtat. „Wir suchen nach einem Haus in der Nähe von Plymouth, in dem wir ein paar französische Offiziere unterbringen können; Gefangene Seiner Majestät aus der Schlacht von Aboukir.“

„Verstehe“, nickte der Earl. „Ich muss Georgie fragen, jedenfalls offiziell. Aber ich bin mir sicher, dass sie“, er zwinkerte Sir Henry dabei verschwörerisch zu, „nichts dagegen einzuwenden hat.“

„Wie geht es Lady Georgiana?“ erkundigte sich Sir Henry mit ehrlichem Interesse und so etwas wie Besorgnis in der Stimme, was Tom verwundert und überrascht die Ohren spitzen ließ. Er hatte gehört, dass die schöne Lady Ermington selten aus dem Haus ging und auf keiner Festlichkeit in Plymouth und Umgebung zu Gast war, wenn möglicherweise dort auch Angehörige der Königlichen Marine anwesend waren.

„Fünf Jahre sind eine lange Zeit“, antwortete Lord John mit einem ernsten Seufzer. „Sie trägt immerhin malvenfarbene Kleider und hin und wieder etwas in Weinrot. Aber es ist nicht mehr wie vorher.“

Tom vermutete, dass Lady Ermington trauerte, wenngleich er sich keinen Reim darauf machen konnte. Aber es war gar nicht wichtig; sie waren hier, um den Mietvertrag für Baristowe House unterzeichnen zu lassen. Und es schien so, als ob der Earl keinerlei Schwierigkeiten damit haben würde.

Allerdings hatte Tom das Gefühl, dass Sir Henry und sein Kindheitsfreund die Gelegenheit nutzen wollten, um in Ruhe miteinander zu sprechen. Nachdem der Earl drei feingearbeitete Gläser aus einem verborgenen Wandschrank gezaubert und mit einem Getränk namens Cognac gefüllt hatte, das Tom auf der Zunge brannte und seinen Kopf seltsam schummerig machte, wandte sich das Gespräch zunächst der Gesundheit von Sir Henrys bettlägerigem Vater zu, bevor sie auf die in Kürze erwartete Ankunft der aus dem Mittelmeer zurückkehrenden Schlachtschiffe aus Konter-Admiral Nelsons Flotte zu sprechen kamen.

Zwischendurch streute Sir Henry immer mal wieder eine für Tom unverständliche Bemerkung ein, die der Earl so beantwortete, dass nur Sir Henry etwas damit anfangen konnte. So begann sich Tom schnell zu langweilen und hörte schon nach kurzer Zeit, in der seine Augen die faszinierenden Bronzestatuen ringsum betrachtet hatten, nicht mehr zu, was gesprochen wurde.

Wembury Downs nahe Plymouth, Juli 1799.

Die Kutsche rollte weiter und in die weitläufigen Wembury Downs hinein. **Ada** war froh, dass sie endlich die Stadt hinter sich gelassen hatten und nun durch Wiesen und Felder nach Osten fuhren. Hier war die Hitze dieses Sommertages nicht mehr ganz so stark zu spüren und, weitaus wichtiger, der Gestank der Stadt war verflogen.

Sie war früher schon öfters in Plymouth gewesen; aber an diesen Gestank konnte sie sich beim besten Willen nicht erinnern. Vielleicht lag es daran, dass sie Plymouth bis jetzt nie in den Sommermonaten besucht hatte; und ihr lag nichts daran, es bald schon wieder zu tun, ganz gleich, was Lady Adriana sagte.

Die Mutter hatte sich einfach ihr nach Lavendel duftendes Taschentuch unter die Nase gehalten und, während sie oberhalb des weitläufigen Hafens von der Fähre südlich von Saltash an Land fuhren, den Kopf aus dem Fenster gestreckt, um nach Schlachtschiffen Ausschau zu halten, die womöglich schon im Hafen von Plymouth vor Anker lagen.

Ada hatte ebenfalls hinaus geblickt, als sie in südöstlicher Richtung weiterrollten und schließlich unterhalb von Stoke Village auf den äußeren Hafen blicken konnten. Hier war die Luft nicht ganz so schlimm wie in den Straßen von Plymouth, durch das sie in südöstlicher Richtung weiterfuhren; aber der Geruch nach Salz und Teer und Pulver lag unangenehm in Adas Nase und ließ sich auch durch ihr mit Rosenwasser parfümiertes Taschentuch nicht ganz vertreiben.

Als sie auf der gegenüberliegenden Seite des Tamar Mount Edgcumbe House erblickt und gleich darauf die Kanonen erspäht hatte, welche die Hafeneinfahrt und das innere Hafengebiet schützten, war ihr in den Sinn gekommen, dass ihr wirrer Traum nicht gänzlich ihrer Phantasie entsprungen sein konnte.

Zumindest waren die Kanonenschüssen echt gewesen, wenn sie auch nur Pulver verschossen hatten, um zwei Fregatten der Kanalflotte im Hafen zu begrüßen, die neue Nachrichten von der nach Hause segelnden Mittelmeerflotte brachten. Bobbys Schiff

Indomitable war eine Prise, die sie in der Schlacht am Nil erbeutet hatten und die für den Tag nach morgen im Hafen von Plymouth erwartet wurde.

Lady Adriana war ganz außer sich vor Freude gewesen, als der Marine-Lieutenant, den Caddy auf ihre Anweisung hin unweit der östlichen Befestigungsanlagen herangerufen und nach den beiden Fregatten und den Helden vom Nil gefragt hatte, diese Neuigkeit aussprach. Ansonsten war Ada eher enttäuscht gewesen von der Stadt und dem Hafen, die ihr die seltsamsten Gerüche in die Nase stachen und auch Lady Adriana dazu bewogen hatten, Jack Maynard auf dem Kutschbock den knappen Befehl zum zügigen Weiterfahren zu geben.

Im Davonfahren hatte Ada noch den einen oder anderen Blick aus dem Fenster hinaus geworfen und das bunte Treiben im Hafen beobachtet, während sie weiter über ihren Traum nachgrübelte. Wer war der Mann mit den grünen Augen gewesen? Und was für eine seltsame Uniform hatte er getragen? Sie erinnerte sich genau, dass sein Rock über der weißen Kniebundhose nicht das elegante Dunkelblau Seiner Majestät Marine gehabt hatte. Oder war er ihr nur so seltsam vorgekommen, weil sie viel zu sehr darauf bedacht gewesen war, möglichst schnell in das Ruderboot und von Dick dem Ekel weit weg zu kommen?

Ruderboote gab es im Hafen von Plymouth haufenweise, die zwischen den Kaimauern beiderseits des Flusses und vor Anker liegenden Handelsschiffen hin und her pendelten. Ada hatte mit Verwunderung gesehen, dass es neben den Zwei- und Dreimastern der Ostindischen Handelsgesellschaft, deren Ladung in großen Ballen, Paketen oder Fässern an Land gebracht wurde, auch zwei unförmige Umrisse von etwas gab, die sie auf die Entfernung ganz am äußeren Rand des Hafens kaum hatte erkennen können. Sie hatten weitab von den Kais der Handelsschiffe gelegen, aber immer noch so nah, dass die Kanonen der westlichen und östlichen Batterie sie schützen konnten.

Es war jedoch die Form gewesen, die Ada überrascht hatte. Die beiden Kolosse, die entfernt an den Rumpf von Schlachtschiffen erinnerten, hatten keine Masten getragen. Außerdem hatten beide sehr hoch aus dem Wasser geragt, während sie ganz sanft in der Strömung der in das Hafenbecken mündenden Zuflüsse von Tamar und St. German zu schaukeln schienen.

„Man nennt sie Hulks“, hatte Cedly, der ihrem Blick gefolgt war, leise erklärt, während Lady Adriana mit ihren scharfen Augen den Horizont nach Südwesten hin absuchte, ob nicht vielleicht doch schon eine Mastspitze von Bobbys *Indomitable* zu sehen war.

„Wozu werden sie benutzt?“ hatte Ada leise zurückgefragt und ihren Bruder deutlich erschauern sehen und ihn mit einer Spur Gruseln in der Stimme antworten hören: „Als Gefängnis. Wer da eingesperrt wird, der macht es nicht lange.“

„Wer da hingeschickt wird“, hatte sich da plötzlich Lady Adriana eingemischt, die das Gespräch offenbar mitverfolgt hatte, „der hat es nicht anders verdient. Im Krieg mit Amerika wurden da die gefangenen Seeleute der Rebellen eingesperrt, die in der Tat nicht mehr lange zu leben hatten. Und die Königsmörder werden die nächsten sein.“

Schauernd zog Ada erneut die Schultern zusammen, während sie versuchte, das Bild der beiden unförmigen Ungetüme, die Cedly Hulks genannt hatte, zu vergessen. Aber es gelang ihr nicht, bis sie endlich ein kleines Waldstück erreichten und nach dessen Durchquerung Plymouth, den Hafen und die beiden Ungetüme hinter sich zurückließen und Ada wieder freier atmen konnte.

Sie fuhren nun durch eine, trotz der sommerlichen Hitze, grüne und gut bestellte Landschaft, die sich sanft dem Verlauf der Küstenlinie folgend nach Südosten schwang. Zur nordöstlichen Seite hin konnte Ada durch das halb geöffnete Fenster einige Anhöhen sehen, auf denen hin und wieder kleine Dörfer und einzeln stehende Häuser auszumachen waren.

„Nun haben wir es fast geschafft“, seufzte Lady Adriana und schob ihr Taschentuch in den Saum eines ihrer mit feiner Spitze am Handgelenk anliegenden Reisehandschuhe.

„Dort hinten sind die Wembury Heights... Und, ja, da vorne in der Kurve ist ja schon der Wegweiser nach Wembury Hall.“

An Bord der *Indomitable*, Juli 1799.

Der Eifer faszinierte **Jean**. Sobald sich Luc Tregulvant mit den beiden Seeleuten in der Zelle schräg gegenüber auf der anderen Seite des Mittelganges verständigt hatte, gab es für ihn offenbar kein Halten mehr. Wie besessen bearbeitete der Bootsmann jeden gesäuberten Knochen, den die beiden Seeleute ihm herüberrollten. Bald schon würden sie genug Material beisammen haben für das kleine Schiffsmodell, das Gregoire mittels eines bei den Engländern gegen mehrere Flechtarbeiten aus Stroh und zwei weitere der kleinen Haarkämme aus Jeans geschickten Händen eingetauschten Kartenbleistifts und einer halben Seite Zeichenpapier aus den Beständen von Kapitän Robert Trevelyan höchstpersönlich skizziert hatte.

„Pretty Bobby“ hatte zunächst unwirsch, dann ungläubig und schließlich geradezu gierig ausgesehen, als Jean ihm erklärt hatte, was er mithilfe der anderen Gefangenen aus Knochen anzufertigen gedachte. Auf Lucs Anraten hin, hatte „Pretty Bobby“ sogar dem Koch aufgetragen, alle Knochen, die bei den Mahlzeiten an Bord abfielen, aufzuheben und in Meerwasser abzukochen, bevor sie an Jean und Luc geliefert wurden. So käme das schimmernde Knochenweiß beinahe dem eleganten Weiß von Elfenbein nahe, hatte Luc gesagt und „Pretty Bobby“ damit vollends überzeugt.

Jean hätte niemals erwartet, dass ihnen die Engländer jemals mit Respekt begegnen würden – schon gar nicht der Sohn eines Adligen. Aber er hatte die Anerkennung im Gesicht eines jeden Wachmanns und auch des englischen Kapitäns gesehen, während dieser seine, Jeans, Schnitzkunst betrachtete und offenbar für gut erachtete.

Das Schiffsmodell, hatte der Engländer mit zufriedener Miene gesagt, werde er sich zuhause in Cornwall aufstellen, damit jeder es bewundern könne. Er klang dabei so selbstverliebt, dass Jean bereits ahnte, dass man in Cornwall wohl nie erfahren würde, wer das kleine Schiff in Wahrheit gebaut hatte.

So verwunderte es Jean nicht, dass „Pretty Bobby“ jeden Tag zu ihnen unter Deck kam, um den Fortschritt der Arbeiten zu begutachten, die trotz der vielen Hände nur lang-

sam voranging, sodass der Engländer schon ungeduldig zu werden begann. Zum Glück hatten sie ihm heute den fertigen Schiffsrumpf zeigen können, der so lang wie Jeans Unterarm war und aus fingerlangen schmalen Planken aus weißlichem Knochen bestand, die sie mühsam mit kleinen Nägelchen auf einem Kern aus Holz befestigt hatten. Seit sie an dem Schiffsmodell und vielen anderen hübschen Kleinigkeiten arbeiteten, gab es hier unter Deck zwanzig Messer, die von den vier Wachen jeden Morgen ausgegeben und jeden Abend wieder eingesammelt wurden. Tagsüber standen alle jene, die damit arbeiteten, unter ständiger Beobachtung der Wachen, die mit geschultertem Marinegewehr durch den Mittelgang patrouillierten und die Arbeiter in den Zellen im Vorbeigehen mit strengen Blicken musterten.

Jean wusste, dass sie in spätestens fünf Tagen den Kanal erreichen und kurz darauf in den Hafen von Plymouth einlaufen würden, wenn nichts Ungeplantes dazwischen kam. Dies war nicht genug Zeit, um das Schiffsmodell fertigzustellen; allerdings konnte er dadurch womöglich erreichen, dass seinen Bordkameraden anstelle einer fauligen Hulk gnädigerweise eine Zelle im Gefängnis der Hafenstadt zugeteilt wurde und er selbst mit Savigny und Trudeau nahe bei Gregoire, Luc und den anderen bleiben konnte.

Er schauderte, wenn er daran dachte, dass sie auf irgendwelche Gefängnisse verteilt wurden wie beispielsweise das berühmt-berüchtigte Portchester Castle bei Portsmouth oder jenes neue Gefangenenlager bei einer Stadt namens Peterborough, von dem der kleine Denis schaudernd erzählt hatte; im vergangenen Jahren waren fast alle seiner einstigen Bordkameraden dorthin verbracht worden und hatten bisher keinerlei Lebenszeichen nach Hause senden können.

„Der ist gebrochen“, hörte er Luc plötzlich sagen; im nächsten Moment wurde Jean ein in zwei Hälften zerplatzter Röhrenknochen unter die Nase gehalten, den er ärgerlich in Augenschein nahm, bevor er Luc riet, aus dem eigentlich für den Fockmast bestimmten Stück lieber den Bugspriet und einige Rahen zu schnitzen. Der Bootsmann grummelte in seinen struppigen rostroten Bart, der seinem Gesicht einen verwegenen Ausdruck gab, und gab den Auftrag an die Seeleute in den übrigen Zellen weiter, dass ein neuer handlanger Röhrenknochen für den Fockmast benötigt wurde.

Jean hörte die anderen Männer grummelnd zustimmen, aber er sah an der Bruchstelle, dass es nicht die Schuld von Lucs unsachgemäßer Arbeit gewesen war, der den Bruch verursacht hatte: Vielmehr war dort an der schwächsten Stelle des Knochens ein bereits zu Lebzeiten wieder verheilte Bruch zu erkennen, wie er ihn aus Zeichnungen im Haus seiner Eltern gesehen hatte, wenn er die medizinischen und anatomischen Bücher von seinem Vater durchgeblättert hatte.

Halblaut, aber deutlich genug, dass die anderen es verstehen konnten, machte Jean in beruhigendem Tonfall den Bootsmann darauf aufmerksam und riet ihm, die Knochen fortan immer zuerst auf eventuelle Schwachstellen zu untersuchen, bevor ein Schnitzmesser angesetzt wurde. Luc nickte und auch die anderen Männer gaben wortlos zu verstehen, dass sie gehört hatten. Stumm und aufmerksam arbeiteten sie im staubig-trüben Dämmerlicht weiter, während Jean hin und wieder einen Blick durch eine der bis auf einen Spalt geschlossenen Stückpforten der Zelle warf. So gewahrte er, wie die *Indomitable* die Bucht von Quiberon hinter sich ließ und in sehr weitem Abstand die Île de Groix an Steuerbord passierte, bevor sie den Kurs nach Nordwesten änderte und um die südlichste Spitze von Finistère herum in Richtung der Île de Seine segelte.

Eines musste man ‚Pretty Bobby‘ und seiner kleinen Mannschaft lassen: Sie wussten, was sie taten, und beherrschten ihre Handwerkskunst der Navigation vorbildlich. Jean rechnete im Kopf aus, dass sie – guten Wind und keine Störmanöver vorausgesetzt – in dreieinhalb Tagen an Brest, der Île-Molène und Ouessant vorbei sein und den Kanal erreichen würden.

Seine Vermutung wurde bestätigt, als nördlich der Pointe du Raz plötzlich mehrere Segel am westlichen Horizont auftauchten, die Savigny und Trudeau als die englischen Fregatten *HMS Argo* und *HMS Indefatigable* identifizierten; letztere hatte, wie sie durch Belauschen der Wachen erfahren hatten, erst vor wenigen Wochen unter dem Kommando von Kapitän Sir Edward Pellew in der Bucht von Biskaya ihre schnellste Corvette, die *Vaillante*, aufgebracht, nachdem sich die beiden Schiffe eine vierundzwanzig Stunden andauernde Verfolgungsjagd geliefert hatten.

Für einen winzigen Moment machte es den Anschein, als ob die beiden Fregatten die an der Bauart als französisches Schiff erkennbare *Indo* angreifen wollten; aber ‚Pretty

Bobby' ließ die englische Marineflagge hissen – ein waagrecht gelegtes rotes Kreuz auf weißem Grund mit einem kleinen Union Jack in der oberen linken Hälfte – und gab sich damit seinen Landsleuten als Freund zu erkennen.

Während Jean weiter an dem kleinen Stück Knochen schnitzte, das den Anker für das Modellschiff darstellen sollte, warf er hin und wieder einen Blick zum Treppenaufgang hinauf, wo er die Beine der englischen Seeleute erkennen konnte und auch mitbekam, wie ‚Pretty Bobby‘ mithilfe der SignalfLAGGEN eine Nachricht an die *Indy* übermittelte.

„Was hat Pellew wohl geantwortet?“ fragte Trudeau leise, der ebenso wie Jean auf die FLAGGEN, die der Matrose dem englischen Kapitän hinaufreichte, geachtet hatte. Beide erkannten sie einen großen Teil der üblichen Kurzsignale ihrer Gegner, bei denen es um die Übermittlung von allgemeinen Fragen wie „wohin geht die Reise?“, „Status an Bord?“ und „Nachrichten an Admiralität?“ ging. ‚Pretty Bobby‘ hatte, nach der kurzen Abfolge von FLAGGEN zum Übermitteln von „Prise – Kurs Plymouth“, seinerseits nach dem Status der *Indefatigable* gefragt hatte, die als führendes Schiff die Blockade von Brest und die Routen von der irischen Küste im Norden bis hinunter in den Golf von Biskaya und nach Westen bis weit über die Keltische See hinaus kontrollierte.

Jean wusste, dass Trudeau, der aus Brest stammte, zu erfahren wünschte, dass endlich die Blockade des wichtigsten Atlantikhafens von Frankreich gebrochen war; aber als die Antwort von Sir Edward Pellew eingetroffen war, machte ‚Pretty Bobby‘ ein mehr als zufriedenes Gesicht und sagte zu dem Seemann, der die FLAGGEN entgegennahm, um sie wieder ordnungsgemäß zu verstauen, dass es „den Froschfressern wohl so bald nicht noch einmal gelingen“ werde, ihr „Mauseloch“ zu verlassen – jedenfalls nicht, solange die schnellen britischen Fregatten mit ein paar sie begleitenden Korvetten wie eine Katze auf jedes Zucken der eingesperrten Maus lauerten.

Jean sah, wie Trudeau die Lippen zusammenpresste; Mauseloch war noch eine nette Umschreibung für die Blockade von Brest, die mehr einer Mausefalle für alle Schiffe glich, die dort seit mehreren Monaten festsäßen. Ein ähnliches Schicksal, das wusste er genauso gut wie jeder andere Franzose hier an Bord, würde auch ihnen winken, sobald sie England erreicht hatten; eine Kriegsgefangenschaft konnte mehrere Jahre dauern.

Und es machte nicht den Anschein, dass – trotz der zunehmend häufigeren englischen Siege auf See – in absehbarer Zukunft die Entscheidung dieses Krieges fallen würde.

Seufzend wandte sich Jean dem nächsten Stück Knochen zu, das er als Sockel für die Galionsfigur des Schiffsmodells an die tanzenden Füße des kleinen Mädchens anpassen und bei Zeiten vorne am Bug befestigen würde. Es schmerzte ihn ein wenig, dass er die kleine tanzende Figur hergeben musste, die wie ein Talisman in seiner Hosentasche lag und ihm, so seltsam das auch war, Mut machte.

Aber ‚Pretty Bobby‘ hatte die Figur einmal bei ihm gesehen und sofort gesagt, dass er dieses schöne kleine Mädchen als Schutzpatronin des Schiffsmodells haben wollte, das er *HMS Adeline* getauft hatte. Es war Luc gewesen, der das besonders schöne Stück Hammelknochen zu einer Namensplakette geformt hatte, in die Jean vorsichtig diese zehn Buchstaben geschnitten hatte, bevor sie die Plakette am Heck des Modells genau unterhalb der Stelle befestigt hatten, an der nun bereits die Achterkajüte entstand.

Im Stillen fragte sich Jean immer noch, warum der englische Kapitän etwas beschämt ausgesehen hatte, als einer der Gefangenen etwas vorlaut gemurmelt hatte, dass der Name Adeline ihn an seine erste weibliche Bettgenossin erinnere. Ob ‚Pretty Bobby‘ an eine bestimmte Frau derselben Berufssparte dachte, die er in Plymouth wiederzusehen gedachte? Oder handelte es sich bei ihr um seine heimliche Geliebte, da er – aus dem Fehlen eines Eherings zu schließen – nicht verheiratet war?

Auf jeden Fall hatte die Arbeit an dem Schiffsmodell den englischen Kapitän bereits zu dem Versprechen gedrängt, sich in Plymouth dafür einzusetzen, dass zumindest Luc und auch Gregoire nicht mit den anderen Seeleuten auf eine Hulk, sondern in ein Haus auf dem Festland verbracht werden sollten, in dem sie – unter scharfer Bewachung, versteht sich – ihre Gefangenschaft relativ gemütlich absitzen konnten; vorausgesetzt, dass sie weiterhin Kunstgegenstände aus Knochen und Stroh herstellten. Gern hätte er noch mehr für die übrigen Männer getan; aber Jean wusste sehr wohl, dass er das Wohlwollen von ‚Pretty Bobby‘ nicht mehr allzu weit ausreizen durfte. Und wer sagte denn überhaupt, dass der Engländer sein Wort tatsächlich halten würde?

Wembury Hall bei Plymouth, Juli 1799.

Der Butler verbeugte sich tief vor Lady Adriana, die ihn geflissentlich übersah. **Ceddy** presste unwirsch die Lippen zusammen und ärgerte sich über das Verhalten seiner Mutter, deren Hochnäsigkeit nur noch von ihrer Übellaunigkeit angesichts der höchst unerfreulich zu Ende gegangenen Fahrt übertroffen wurde.

Natürlich hatte es Streit gegeben, als Ada offiziell gesagt worden war, dass sie auch mit nach Plymouth hatte reisen dürfen, damit für sie Stoffe ausgesucht werden konnten, aus denen ihr Hochzeitskleid geschneidert werden sollte. Ada war geradezu explodiert und so laut geworden, dass bestimmt auch Jack Maynard auf dem Kutschbock und die Leute auf den Feldern, durch die sie die Landstraße geführt hatte, jedes Wort zu hören bekommen hatten, das Ada Lady Adriana entgegen schleuderte.

Es war das erste Mal gewesen, dass Ada so sehr die Beherrschung verloren hatte. Eine Hochzeit sei nichts, woran sie derzeit irgendein Interesse habe. Und wenn sie schon in eine Heirat einwillige, so hatte Ada ihrer Mutter deutlich gemacht, dann bestimmt auf keinen Fall eine mit dem Mann, den Lady Adriana – und wohl auch der Vater – für die Countess of Penvenan auserkoren hatten.

Selbstverständlich war Ceddy längst im Bilde, welch schreckliches Schicksal der armen Ada drohte. Izzy hatte ihren Bruder informiert und Charly hatte es ihm weitergesagt, wie das immer ging, wenn Ada nicht direkt mit ihm sprechen konnte, weil Lady Adriana es zu verhindern wusste. Wahrscheinlich befürchtete die Mutter, dass Ada heimlich davonlaufen würde; aber konnte man es ihr verdenken? Ausgerechnet Richard Penryn, Dick das Ekel!

Während er mit der immer noch wutblassen Ada am Arm dem Butler knapp zunickte und in die Eingangshalle von Wembury Hall trat, hatte Ceddy für einen Moment das Gefühl, dass seine Schwester in der nächsten Sekunde kehrt machen und zu Fuß die lange Auffahrt hinunter und davon laufen würde.

Dann kam es ihm in den Sinn, dass der marmorweiße Kriegsgott auf der einen Seite des Eingangsportals gleich sein armlanges Schwert ziehen und Lady Adriana niederstrecken würde, worüber sich die Göttin der Liebe, die am Fuß der breiten Treppe auf ihrem Sockel stand, freuen würde; bestimmt hasste Venus oder Aphrodite nichts mehr als Hochzeiten, die ein Mädchen wie Ada an einen Kerl wie Dick Penryn vergaben.

Wenn es nach ihm, Cedly, gegangen wäre, dann hätte er nichts dagegen einzuwenden und sich sogar gefreut, wenn Ada stattdessen mit Charly eine auf Freundschaft und der Zuneigung aus Kindertagen basierende Ehe hätte führen dürfen. Aber natürlich wusste er, dass Ada als Countess einen Titel und damit gewisse Pflichten hatte. Eigentlich war zu erwarten gewesen, dass Lady Adriana irgendeinen Herzog oder womöglich gar den Prinzen von Wales als Ehemann für Ada erkoren hätte; die Mutter war, was Rang und Namen anging, nie zufrieden zu stellen – außer, wenn der Kandidat reich war; und Dick Penryn war der alleinige Erbe seines Vaters, des reichsten Minenbesitzers der ganzen Grafschaft Cornwall.

Dies war in diesen Zeiten, in denen Adlige oftmals eher knapp bei Kasse waren und sich für den Unterhalt ihrer Wohnsitze und Lebensstile bis über beide Ohren verschuldeten, eine heiratpolitische Notwendigkeit, auch wenn Ada durch den zum Titel gehörenden Besitz von Penvenan House und den angegliederten Ländereien gut versorgt war. Dies zählte jedoch nur als Mitgift, um den bestmöglichen Ehemann anzulocken; ob Ada mit diesem glücklich werden konnte, stand nicht zur Debatte.

Die Göttin der Liebe und die ihr gegenüberstehende Göttin der Jagd lächelten Ada zu, so schien es jedenfalls, als Cedly seine Schwester die Treppe hinauf auf die Galerie der Statuen führte, die er von früheren Besuchen bei Lord John kannte, der ihnen von dort oben entgegenkam und auf dem ersten Treppenabsatz Lady Adriana überschwänglich begrüßte. Cedly sah, wie seine Mutter sich ein Lächeln abrang und dann schlagartig zu einer Sphinx mit verengten Augen wurde, als sie die beiden Männer bemerkte, die von oben zwischen Hermes dem Götterboten und Zeus dem Göttervater neugierig zu ihnen herunter sahen; beide Männer machten nicht den Anschein, aus gesellschaftlichem Anlass, sondern vielmehr in beruflicher Funktion hier zu sein.

Der jüngere von beiden trug sein rotes Haar eng am Kopf anliegend und war trotz des einfachen Sonntagsanzugs auf Meilen Entfernung als Constable zu erkennen, was Lady Adriana keineswegs verborgen blieb. Sie ignorierte den jungen Polizisten, der kaum ein paar Jahre älter sein konnte als Bobby und – vielleicht vor Aufregung – rote Flecken im Gesicht und am Hals bekam.

Der ältere Mann, der einen sorgsam gestutzten Backenbart, eine Adlernase und sehr scharfe graue Augen hatte, schien einen höheren Posten zu bekleiden, da Cedly ihn auf den ersten Blick nicht recht einzuordnen vermochte; ein Constable oder Sergeant war er jedenfalls nicht, auch wenn er gleichermaßen wie ein Ordnungshüter wirkte.

„Es freut mich“, sagte Lord John lächelnd, dem Lady Adrianas Regung keineswegs entgangen war und der offenbar beschlossen hatte, diese zu ignorieren, „dass Mylady die anstrengende Reise unternommen hat, um mich zu besuchen. Wie lange ist es nun her seit unserer letzten Begegnung, meine liebe Großnichte?“

Lady Adriana antwortete nicht, da sie sich unter den Blicken der Polizisten unwohl zu fühlen schien, sodass Cedly an ihrer Stelle erwiderte: „Vor gut fünf Monaten, Mylord. Das war, als mein ältester Bruder Edward, Viscount of Cambourne, geheiratet hat.“

Lord John nickte und begrüßte ihn freundlich, bevor er Ada, die sich zu einem Lächeln zwang, herzlich in die Arme schloss. Cedly musste sich ein Grinsen verbeißen; wie sie es hasste, immer und überall als schönes kleines Mädchen geherzt zu werden, wussten wohl nur er, Izzy und Charly. Vielleicht war es auch Miss Geraldine aufgefallen; aber die Hauslehrerin behielt ihre Meinung zu allen Pflichten einer jungen Countess für sich und ließ sich nie etwas anmerken.

Darin machte sie sich so gut, dass nicht einmal Lady Adriana bisher bemerkt hatte, wie gut sich Ada mit der aus St. Just an der Atlantikküste stammenden Lehrerin verstand, die nach dem Weggang der altjüngferlich-strengen Vorgängerin Miss Kushner schon rein optisch gesehen eine mehr als angenehme Abwechslung war, was auch Eddy und Bobby zu schätzen gewusst hatten.

Cedly ahnte, dass mindestens einer seiner Brüder die hübsche junge Lehrerin geküsst hatte – ob sie wollte oder nicht. Mehr hatte hingegen wohl nicht stattgefunden, auch wenn Bobby bei seinen spärlichen Besuchen immer damit prahlte, dass er als Marine-

offizier an jedem Finger mindestens zehn Frauen hatte. Aber da Cedly seinen Bruder und dessen von Lady Adriana geerbte Vorliebe für Übertreibungen kannte, glaubte er Bobby nicht alles, was er erzählte und vorgab erlebt zu haben.

„Darf ich Mylady meinen Besuch vorstellen?“ riss Lord Johns Stimme Cedly aus seinen Gedanken. „Sir Henry Boswycke, Sohn des vorzüglichen Generaladjutanten Sir Randall Boswycke, der unter General William Howe in Massachusetts verwundet wurde. Sir Henry, dies ist meine liebe Großnichte, Lady Adriana Trevelyan, die Ehefrau Seiner Lordschaft dem Marquess of Callington.“

Der ältere Mann mit dem Backenbart nickte Lady Adriana ehrerbietig zu, obwohl diese ihn kaum beachtete, und lächelte in Adas Richtung, bevor er auch Cedly höflich zunickte. Der junge Rotschopf wurde als Mister Thomas Lynch vorgestellt und erhielt von Lady Adriana nicht einmal einen kurzen Seitenblick, als sie an Lord Johns Arm die breite Treppe hinaufstieg und oben sogleich von zwei wie aus dem Nichts erschienenen, sehr adretten Hausmädchen empfangen wurde, die sie zu ihren Gemächern brachten.

Cedly vermutete, dass seine Mutter noch immer aufgewühlt war und im Stillen schon plante, wie sie Ada trotz deren Weigerung schnellstmöglich unter die Haube brachte. Seine Schwester hingegen lächelte sowohl Sir Henry als auch dem jungen Mister Lynch im Vorbeigehen zu, bevor sie von einem dritten Hausmädchen zu einem hübschen, zur Seite des Rosengartens gelegenen Gemach geführt wurde, vor dessen Tür sie sich von Cedly verabschiedete.

Die Wut flaute nur langsam ab. Dafür war **Ada** viel zu aufgewühlt. Eigentlich hätte sie es wissen müssen, dass Lady Adriana sie nicht nur zum Begrüßen von Bobby mit auf diese Reise genommen hatte. Aber seit die Worte ausgesprochen waren, erschien ihr die drohende Hochzeit mit Dick Penryn noch unausweichlicher als zuvor. Und so sehr sie es sich wünschte: Es gab nichts, was Ada dagegen auszurichten vermochte; sie würde die Ehefrau des Ekels werden und so einen frühen Tod erleiden. Denn dass sie über ihr Schicksal nicht trübsinnig werden würde, wäre mehr als ein großes Wunder.

Vor dem Besuch Seiner Lordschaft hatte sie sich zusammenreißen können. Aber nun, da sie in der Tür ihres Gemachs stand, drohte ihre Wut jeden Moment aus ihr herauszubrechen, und es war ihr beinahe gleichgültig; außer dem Hausmädchen, Jack Maynard und zwei Bediensteten von Lohn John war niemand hier, der etwas bemerken würde, das Cedly nicht schon längst bemerkt hatte. Ihr Bruder lächelte ihr aufmunternd, aber auch ein wenig hilflos zu, als er ihren Arm freigab und sich anschickte, hinter Jack Maynard und dem Gepäck zu seinem Gemach zu gehen.

„Bis gleich“, flüsterte sie im Rücken des Hausmädchens und kaum hörbar unter dem leichten Schnaufen von Jack Maynard, der mithilfe zweier Hausdiener die Koffer trug. „Ich denke, Mutter wird sich bis zum Dinner nicht mehr sehen lassen.“

„Ja“, bestätigte Cedly, bevor er Jack Maynard den Korridor entlang folgte. „Treffen wir uns in einer halben Stunde im Rosengarten? Bei *Apollo und Daphne*, ja?“

Ada nickte und trat sogleich an die große Fensterfront, um hinunter zu sehen in den Rosengarten, wo die Kopie der Bernini-Skulptur an prominenter Stelle in der goldenen Nachmittagssonne leuchtete.

Der Anblick der Rosen und des goldenen Schimmers auf den vielerorts aufgestellten Kopien berühmter Skulpturen der italienischen Renaissance besänftigte ihre brodelnde Wut ein wenig; aber ganz würde sie wohl nie verschwinden. Noch war der Kampf nicht vorüber. Ihr musste etwas einfallen, das sie womöglich noch vor einem unerfreulichen Schicksal an der Seite Dick Penryns rettete; nur was?

Das Hausmädchen, das Anfang Zwanzig war und sich mit leiser Stimme als „Penny, Mylady; Penny Belgrave“ vorgestellt hatte, schloss die Tür zum Korridor, nachdem ein kräftiger Hausdiener Adas Reisekoffer hereingetragen und neben dem gewaltigen, im Barockstil gebauten freistehenden Kleiderschrank abgestellt hatte.

„Möchten Sie, dass ich die Tür zum Balkon öffne, Mylady?“ fragte Penny vorsichtig und deutete auf eine, halb hinter einem schweren Brokatvorhang verborgene Tür, die sich zum Balkon über dem Rosengarten öffnen ließ.

„Die Sonne scheint so schön“, nickte Ada und trat durch die geöffnete Tür in den Halbschatten hinaus, um die frische Luft und den Duft einzusatmen, der vom Rosengarten

aufstieg. Eine Weile stand sie stumm und mit geschlossenen Augen da und sog den herrlichen Duft der Rosen ein.

Unerwartet stahlen sich dabei plötzlich Bilder vor ihr inneres Auge, die sie erschauern ließen; dieses Mal waren es jedoch keine kalten Schauer der Wut, sondern wohlige warme Kaskaden, die ihr über den Rücken rollten. Ihr war, als ob sie nicht mehr allein war; der gut aussehende junge Mann aus ihrem Traum war bei ihr und strahlte sie mit seinen meeresgrünen Augen an, dass Ada ganz warm ums Herz wurde. Sie verstand, dass er sie retten wollte – vor Dick Penryn und vor Lady Adriana gleichermaßen.

Sie nickte als Antwort auf seine stumme Frage, ob sie ihm überall hin folgen wolle, und sah sein Lächeln breiter werden, auch wenn sie noch immer keine wirklichen Details seines Gesichts ausmachen konnte. Fast hatte sie das Gefühl, zwei starke Arme um sich geschlungen zu fühlen. Doch als sie die Augen öffnete und den Kopf wandte, war dort niemand außer Penny, die fragend in der offenen Tür stand.

„Bitte pack den Koffer später zu Ende aus“, sagte Ada gleichmütig. „Jetzt hilf mir in das cremefarbene Kleid mit den spitzenbesetzten Ärmeln und such mir den passenden Hut dazu heraus. Ich möchte hinunter in den Garten gehen und die Rosen betrachten.“

Penny nickte und ging Ada geschickt zur Hand, als sie das Jäckchen und das Reisekleid samt Haube abstreifte und stattdessen in das leichtere Sommerkleid stieg, das sie wie eine junge Dame aussehen ließ. Schluss mit dem Mädchenrosa! Hier musste sie keine Rücksicht auf verstorbene Ehefrauen und ihre schwermütigen Witwer nehmen; und es hob ihre Stimmung, als sie sich im hohen Spiegel neben dem Frisiertisch betrachtete. In dieser Gewandung würde sie ihrer Mutter hoch erhobenen Hauptes entgegen treten und Lady Adriana darauf aufmerksam machen, dass sie kein kleines Mädchen mehr war und sich nicht so einfach verheiraten ließ. Es würde Bedingungen geben, bevor sie der Heirat mit irgendeinem Mann zustimmte. Und im Falle Dick Penryns würde sie alle möglichen und unmöglichen Bedingungen ins Feld führen, um den Termin der Hochzeit möglichst weit hinaus zu zögern.

Wembury Downs nahe Plymouth, Juli 1799.

Ein religiöser Mensch war **Tom** nicht. Bisher hatte er weder an Marienerscheinungen noch an Engel geglaubt. Aber die junge Frau, die er in Wembury Hall als Tochter der Großnichte von Lord John vorgestellt bekommen hatte, war ihm in Erinnerung und im Herzen geblieben. Sie hatte ihn ergriffen und spontan an das Göttliche und an Wunder glauben lassen. Die abweisend-hochnäsige Nichtachtung durch Lady Adriana Trevelyan war ihm dabei kaum aufgefallen, da er viel zu sehr vom Anblick ihrer schönen Tochter gefangen gewesen war.

Die Beschreibung ‚Engel‘ drängte sich ihm unweigerlich auf, auch wenn er in Kirchenfenstern und auf anderen Abbildungen meistens hellhaarige Gestalten mit den übermächtigen Schwanenflügeln gesehen und die junge Frau herrliches kastanienbraungoldenes Lockenhaar hatte, das sich unter der eleganten Reisehaube hervoringelte. Ihre großen klaren Augen waren von einem intensiven Blaugrün gewesen, das ihm durch und durch gegangen war und seinen Pulsschlag beschleunigt hatte, während Sir Henry offenbar keinerlei Schwierigkeiten gehabt hatte, seine Ruhe zu bewahren, auch wenn ihn Lady Adriana nur mit einem flüchtig abschätzenden Blick gestreift hatte.

„Trevelyan“, hatte Sir Henry leise erklärt, als sie sich nach der formell-höflichen Verabschiedung von Lord John unter den strengen Augen von Butler Croft auf den Weg zu ihren Reittieren gemacht hatten. „Das ist ein alteingesessenes Adelsgeschlecht aus Cornwall. Zu ihrem Besitz gehören viele Ländereien südlich von Helston bis runter zum Kap Lizard und auf etwa halbe Strecke nach Penzance und bis kurz vor Falmouth. Lady Adriana ist die Frau von Lord Henry, dem Marquess of Callington. Sie ist gut zwanzig Jahre jünger als ihr Mann und trägt die Nase sehr hoch, wie du wohl bemerkt hast. Die junge Dame muss ihre Tochter Adeline gewesen sein, die Countess of Penvenan. Der junge Mann scheint der dritte Sohn gewesen zu sein, dessen Name mir gerade entfallen ist. Auf jeden Fall war er nicht Lord Edward, Viscount of Cambourne; der ist älter. Und der zweite Sohn, Lord Robert, ist Offizier der Königlichen Marine.“

„Woher...?“ hatte Tom leise gefragt, bevor er vom schweigenden Clifford die Zügel des Ponys entgegennahm, das ihn gutmütig anprustete. Es freute sich offensichtlich auf den Ritt zurück zu der Stelle, an der Sir Henry die Gig in der Obhut des Schmieds von Lower Baristowe zurückgelassen hatte.

„Erstens“, hatte Sir Henry mit einem leichten Schmunzeln erwidert, das mit Toms hellroten Ohren zusammenhängen konnte, „lese ich fast jeden zweiten Tag in der *Naval Gazette* über ‚Pretty Bobby‘ Trevelyan und die *HMS Eucliea*, wenn sie wieder einmal im Kanal oder vor Brest ein französisches Schiff übernommen haben. Außerdem wurde er in den in der Zeitung veröffentlichten Briefen von Nelson an St. Vincent ausdrücklich genannt als einer der Offiziere, die nach der Schlacht am Nil zur Beförderung vorzuschlagen seien. Und drittens sind es die Froschfresser auf seiner Prise, der *Indomitable*, wegen der wir Lord John um Baristowe House gebeten haben.“

„Dann ist Lady Trevelyan hier“, mutmaßte Tom noch immer ein wenig benommen, was ihm das Aufsteigen erschwerte, „um ihren Sohn willkommen zu heißen.“

„Einmal das“, bestätigte Sir Henry, der mit einer einzigen geschmeidigen Bewegung in den Sattel kam, nachdem ihm Clifford schweigend mit verschränkten Händen eine Steighilfe gemacht hatte. „Außerdem habe ich läuten hören, dass Lady Adeline in Kürze heiraten wird.“

Tom stockte der Atem. Das Pony stieß ein leicht empörtes Schnauben aus, als er beim Aufsteigen abrutschte und mit der Fersen die Flanke des Tieres traf, das jedoch stoisch stehenblieb und geduldig wartete, bis Tom sich wieder einigermaßen gefangen hatte und einen neuen, von Clifford unterstützten Versuch startete.

Die erhöhte Sitzposition und seine sofort wieder schmerzende Sitzfläche drängten den Gedanken an den Engel in Rosa kurzzeitig in den Hintergrund; doch als Tom hinter Sir Henry die lange Einfahrt von Wembury Hall hinunterritt und sie den Weg durch die Downs zurück zur Schmiede von Lower Baristowe einschlugen, kreisten seine heißen Gedanken einzig und allein um die Frage, wie er es anstellen konnte, die Hochzeit der jungen Lady Adeline zu verhindern.

Es kam ihm nicht in den Sinn, dass er als einfacher Constable ohne jeglichen Titel oder Besitz keinesfalls jemals auch nur in die Überlegungen einbezogen werden würde, die

sich um einen geeigneten Kandidaten als Ehemann einer Countess drehten. Aber er erlaubte sich zu träumen, während das Pony ihn im leichten Trab durch die Wembury Downs am Rande des Roborough Moores nach Süden schaukelte.

Er blickte nicht-sehend geradeaus und fühlte sich in seiner steifen Sitzhaltung so wohl, als ob er gemütlich am Kamin eines kleinen Cottages oder eines Hauses wie Baristowe House sitzen und die Ruhe und Wärme eines glücklichen Heimes genießen würde. Vor seinem geistigen Auge sah er die schöne Lady Adeline in einem herrlichen Kleid mit weit schwingendem Rock neben sich stehen, während eine bunte Schar Kinder fröhlich die Hunde der Familie durch den Garten hinter dem Haus jagte und mit ihrem unverzagten Lachen alle und jeden ansteckte.

Tom merkte nicht, wie er selbst zu lachen begann – erst leise, dann ein wenig lauter, sodass Sir Henry ihm verwunderte Blicke zuwarf, jedoch nichts sagte, als er die roten Ohren und das selige Lächeln bemerkte, die Tom wie von einem inneren Feuer zum Erglühen brachten.

Das wärmende Gefühl in Toms Brust, das nicht von der rotgoldenen leuchtenden Julisonne am frühen Abendhimmel stammte, ließ ihn das holprige Schaukeln und auch die Schmerzen in seiner zunehmend tauber werdenden Sitzfläche und den Beinen geradezu vergessen; er schwelgte in Tagträumen, wie er sie noch nicht gehabt hatte.

Als sie schließlich die Schmiede erreichten, wo der bullige Mann mit der Lederschürze und dem großen Hammer gerade ein Rad für ein postkutschenähnliches Gefährt mit einem Eisenring beschlug, war Tom ganz und gar durchgeschüttelt und unfähig, seinen schmerzenden Körper aus dem Sattel zu Boden gleiten zu lassen ohne zu straucheln. Es störte ihn jedoch nicht; er fühlte sich warm und gut aufgehoben beim Gedanken an das engelsgleiche Gesicht der schönen Lady Adeline.

ENDE der Leseprobe

Mehr von der Autorin?

Die grüne Frau

Roman

Warum sucht man wie besessen nach einer Galionsfigur? Wieso stellt jemand in mühsamer Arbeit das Modell eines Schiffes her, das nie existiert hat? Und was weiß die grüne Frau?

Miriam und Peter Sawyer begeben sich auf eine spannende Spurensuche, die nicht nur Licht in einen historischen Kriminalfall bringt, sondern auch das Geheimnis um einen legendären Glücksbringer lüften wird...

Bei **Facebook**: www.facebook.com/boneship.mysteries

Verlorene Jugend

Jugendroman-Serie über die Zeit des Nationalsozialismus:

Bisher erschienen (jeweils eine eigenständige Geschichte):

Als die Dunkelheit hereinbrach

Draußen war ein schöner Tag

Während der Schnee leise fiel

Am Himmel lächelte der Mond

Als der Wind kälter wehte

- weitere Teile in Arbeit -

Neuigkeiten, Leseproben und mehr gibt es unter:

www.fee-christine-aks.de/bücher/ns-jugendromane-serie

und bei **Facebook**: www.facebook.com/verlorene.jugend

Als die Dunkelheit hereinbrach

Roman

Maria Goldberg ist 12 Jahre alt, als die Herrschaft der Nationalsozialisten beginnt. Zusammen mit ihren Freunden erlebt Maria, wie das neue Regime das öffentliche Leben zu beherrschen beginnt. Und wie mehr und mehr die persönlichen Freiheiten eingeschränkt werden. Speziell für Menschen, die als anders gelten. Maria ist einer davon.

*Buch 1 der Jugendroman-Serie „Verlorene Jugend“ von Fee-Christine Aks.
In Kürze auch erhältlich als Hörbuch.*

Draußen war ein schöner Tag

Roman

Liza Giesemann ist 15 Jahre alt. Seit zwei Jahren sind sie und ihre Familie in einem Konzentrationslager inhaftiert. Ihre Kindheit in Hamburg ist nur noch ferne Erinnerung, als sie eines Tages einen Zug besteigen muss, der nach Osten fährt. Eine Reise beginnt, die Liza mehr und mehr in Lebensgefahr bringt. Denn Liza ist Jüdin.

Buch 2 der Jugendroman-Serie „Verlorene Jugend“ von Fee-Christine Aks.

Während der Schnee leise fiel

Roman

Paul Kirchhoff ist 17 Jahre alt. Mehr als die Hälfte seines Lebens hat er bereits miterlebt, wie die Nationalsozialisten Deutschland beherrschen. Er sieht vieles, das er nicht versteht. Und noch mehr, mit dem er nicht einverstanden ist. Aber wer den Mund aufmacht, wird bestraft.

Im Dezember 1942 findet Paul ein Flugblatt, das sein Leben verändern wird. Urheber des Flugblatts ist Die Weiße Rose.

Buch 3 der Jugendroman-Serie „Verlorene Jugend“ von Fee-Christine Aks.

Am Himmel lächelte der Mond

Roman

Maike Sommer ist 10 Jahre alt, als sie eines Nachts überstürzt ihr Zuhause verlassen muss. Unter der Herrschaft der Nationalsozialisten aufgewachsen, fällt es ihr zunächst schwer, das Warum hinter dem Handeln ihres Bruders zu begreifen. Warum müssen sie sich verstecken und wovor?

Buch 4 der Jugendroman-Serie „Verlorene Jugend“ von Fee-Christine Aks.

Als der Wind kälter wehte

Roman

Fritz Mann ist 10 Jahre alt, als sein Vater in die NSDAP eintritt. Fortan ist nichts mehr wie zuvor – Fritz muss zur Hitlerjugend und mitmarschieren, obwohl er doch viel lieber Bücher lesen, Modellflugzeuge bauen oder einfach nur mit anderen Kindern spielen möchte.

Während Deutschland und das einstmals so rote Hamburg gleichgeschaltet werden, trägt Fritz mehr und mehr Gedanken mit sich herum, die es ihm zunehmend schwerer machen, sich als Teil dieses neuen Deutschland zu fühlen. Und dann ist da ja auch noch Maria, das schöne Mädchen aus seiner Klasse...

Buch 5 der Jugendroman-Serie „Verlorene Jugend“ von Fee-Christine Aks.

Leseprobe

StrandtGuth

Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks

Bisher erschienen:

Im Schatten des Deiches
Die Spur des Austernfischers
Mord auf freier Strecke
Die kalten Augen des Todes
Der Fall Hammonia
Requiem für eine Elster
Mordsfest

- weitere Teile in Arbeit -

Neuigkeiten, Leseproben und mehr gibt es unter:

www.fee-christine-aks.de/bücher/strandtguth-krimi-serie

und bei **Facebook**: www.facebook.com/strandtguth

Im Schatten des Deiches

Roman

Eigentlich glaubt Lotta weder an Urlaub noch an die Liebe. Doch dann wird die junge Polizeikommissarin zwangsweise beurlaubt und zum Ausspannen auf die ostfriesische Insel Borkum geschickt.

Mit der Ruhe ist es dort rasch vorbei, denn auf der idyllischen Ferieninsel ist ein Mord geschehen. Lotta kann sich nicht bremsen und ermittelt auf eigene Faust, während sie sich gleichzeitig über ihre Gefühle klar werden muss, als sie den attraktiven Moritz trifft...

Buch 1 der „StrandtGuth“-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Die Spur des Austernfischers

Roman

Eigentlich wollen Lotta und Moritz nur ein paar Tage Urlaub machen. Da kommt die Einladung ihrer Freundin Maja gerade recht, zum 95. Geburtstag von Majas Großvater eine Woche auf einer kleinen schwedischen Insel zu verbringen.

Kaum angekommen ist jedoch Lottas berufliche Erfahrung als Polizeikommissarin gefragt. Ein zehnjähriger Junge ist verschwunden und darüber hinaus wird auch noch die Leiche eines Dreizehnjährigen gefunden...

Buch 2 der „StrandtGuth“-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Mord auf freier Strecke

Roman

Eigentlich wollen Lotta und Moritz nur gemütlich mit der Bahn zurück nach Hause fahren und entspannen. Doch ausgerechnet in ihrem Zug geschieht ein Mord, den Moritz per Zufall entdeckt. Wer hat es auf einen angesehenen Professor abgesehen gehabt und warum? Und warum mischt sich die deutsche Antiterrorereinheit in den Fall ein?

Als aufmerksame Polizeikommissarin hat Lotta gleich das ungute Gefühl, dass nicht alles so ist wie es scheint und hier gehörig etwas vertuscht wird...

Buch 3 der „StrandtGuth“-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Die kalten Augen des Todes

Roman

Eigentlich wollen Lotta und Moritz nur ein paar entspannte Tage auf der Mittelmeerinsel Malta verbringen. Doch dann fällt ihnen buchstäblich eine Leiche vor die Füße und vorbei ist es mit der Urlaubsstimmung.

Als Polizeikommissarin kann Lotta nicht anders, sie muss sich in die Ermittlungen einmischen. Sie und Moritz riskieren Kopf und Kragen, als sie der Wahrheit auf die Spur kommen, denn es gibt Menschen, mit denen sollte man sich lieber nicht anlegen...

Buch 4 der „StrandtGuth“-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Der Fall Hammonia

Roman

Eigentlich hat Lotta genug damit zu tun, ihre neue Rolle beim Landeskriminalamt Hamburg zu finden. Da kann sie es nicht brauchen, dass der Todesfall eines Taxifahrers für sie verdächtig nach Mord aussieht und ihr neues Team den Fall als Unfall abtun will.

Privat ist Lotta überzeugt, dass ihr Freund Moritz ihr etwas verschweigt. Soll sie ihn zur Rede stellen oder warten, bis er sich ihr von selbst offenbart? Lotta konzentriert sich auf ihre Arbeit und findet eine Verbindung zu einem anderen Fall, der die Hansestadt schockiert hat. Lotta kann nicht anders: Sie muss herausfinden, was wirklich geschah in jener Nacht, als Lola Gans starb...

Buch 5 der „StrandtGuth“-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Requiem für eine Elster

Roman

Eigentlich haben Lotta und Moritz nur vor, eine romantische Urlaubswoche in der Stadt der Liebe zu verbringen. Doch kaum in Paris angekommen, überschlagen sich die Ereignisse: ein berühmtes Gemälde ist verschwunden, die Stadt wird erpresst und dann wird im Fluss Seine auch noch eine Leiche angespült.

Lotta wird in die Ermittlungen hineingezogen, während Moritz alle Hände voll zu tun hat, die Romantik des Urlaubs zu retten und seinen eigenen Plan in die Tat umzusetzen...

Buch 6 der „StrandtGuth“-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Mordsfest

Roman

Eigentlich versucht Lotta nur, das Weihnachtsfest ohne Moritz zu verbringen. Doch schon am Heiligen Abend erreicht sie ein Anruf: Ein Mord ist geschehen – und womöglich ist der Täter noch nicht fertig mit seinem blutigen Werk. Da die örtliche Polizei den Augenzeugen keinen Glauben schenkt, ist es an Lotta ihre berufliche Erfahrung zu nutzen und ein noch größeres Unglück zu verhindern...

Buch 9 der „StrandtGuth“-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

„Ársals Abenteuer in Mándurai“ – Fantasy-Zweiteiler:

Blumenritter

Königsvogel

Die Frau im Treppenhaus (Roman)

MeerglasHerzen (Roman)

Knochen und Stroh (Roman)

MORDSFEST und andere Geschichten (Sammelband)

Waluma – Eine Weihnachtsgeschichte

winterZAUBER (Sammelband)

Neuigkeiten, Leseproben und mehr gibt es unter:

www.fee-christine-aks.de

und bei **Facebook**: www.facebook.com/feechristine.aks